

# Schlesische Monatshefte

Blätter für nationalsozialistische Kultur des Deutschen Südostens

---

14. Jahrgang

Juni 1937

Nummer 6

---

## An eine Landschaft

Schattenlos wandert  
keine Wolke  
Über dein Antlitz.  
Sonne und Regen,  
Sturm und Gewölk,  
Licht und Schatten,  
Alles empfängst du,  
Wie sich eins  
Ins andre verwandelt.

Und dieses lernte  
Still ich von dir:  
Schweigend empfangen,  
Wenn mir vom Schicksal  
Das Dunklere kommt.

Hans Stolzenburg

# Kunst und Kunstverzinsung

Von F. Schade

Als Dr. Goebbels die neuen Richtlinien für die Kunstkritik erließ, schien dies zunächst eine Abstellung von Übelständen zu sein, die sich durch die Systemzeit in der Presse breitgemacht hatten und ihre Auswirkungen auch nach der Neuordnung des Pressewesens noch unangenehm spürbar werden ließen. Jüdische Geisteshaltung hatte gerade in der Kunstkritik Schule gemacht, und man konnte im Interesse der Kunst nicht warten, bis eine gewisse Kritikergeneration ihr bemerkenswert zähes Dasein von selbst aufgab. Zudem war, dank jüdischer Hilfestellung die Kritik so stark geworden, daß ihre Wirkung die des Kunstwerkes oft übertraf. Aus dem Mittlertum war ein Wall zwischen Werk und Publikum geworden. Der Mittler war zum Herrn geworden. Das Verständnis von Kunstwerken aber wird nicht so sehr durch das Lesen von Zeitungen erlangt, und der Besucher von Theater, Konzert, Film oder Kunstausstellung soll nicht erst nach Lektüre seines Morgenblattes in den amtlich beglaubigten Genuß des Gesehenen und Gehörten kommen.

Aber diese Maßnahme bedeutet noch mehr, und zwar sehr Erfreuliches. Nämlich so eine Art Mündigkeitserklärung unseres Volkes. Wenn ein Mensch viele Jahre lang in einem Tollhaus als einziger Normaler unter lauter Irrsinnigen gelebt hat, so wird er nachher in gesunder Umgebung zunächst seinen Mitmenschen ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen und eines Mittlers bedürfen, der ihn an die Vorurteilslosigkeit seiner Sinne wieder glauben läßt. Der normale Mensch ist der, Gott sei dank, sehr große, gesunde und kräftige Kern unseres Volkes, der ja wahrhaftig seit einigen Jahrzehnten erheblich starke Belastungen ertragen hat — ein Zeichen für die jugendliche Spannkraft und die seelischen Reserven unseres Volkes. Und so irrsinnig gebärdete sich größtenteils unsere Kunst in der Nachkriegszeit. Das Publikum war geschmacklich teilweise verbildet. Die Einstellung zur guten überkommenen Kunst hatte es verloren, dank der zersetzenden Diffamierung aller traditionellen Kunstwerke und dank der irrsinnigen Experimente, dank der Sensationen der Nerven und Triebe, die ihm vorgesetzt wurden, um überhaupt noch jemanden in Vorstellungen und Ausstellungen zu locken. Das Ergebnis war eine Lebenskultur, die zwischen Jugendstil und aufpeitschender Sensationsmache schwankte. Denn wir wollen uns doch darüber klar sein: die Kultur eines Volkes besteht ja nur in einem kleinen Teil in Konzert und Schauspielaufführung, in Film und Bilderausstellung, in Oper und Dichterfestwochen. Ihr Schwergewicht besitzt sie in der Wohnkultur der Menschen, in ihren Festen und Feiern, im Ablauf ihrer Arbeit, in Lebensführung und -gestaltung also. Und hier waren mit Vorbedacht die Richtmesser verrückt oder vernichtet worden.

Da nun wurde der Nationalsozialismus Mittler und Helfer. Seine Kunst-erziehung war zweierlei Art. Die Kulturpolitik schaltete zunächst einmal alle Unruhestifter und Experimentiergelüste aus. Ein großer Teil der Künstler, besonders der jüngeren, aufnahmefähigen, der die Nachkriegszeit miterlebt hatte, setzte sich mit der den Deutschen eigentümlichen Gründlichkeit mit den sogenannten Problemen der Zeit auseinander. Ein Teil von ihnen ist eben an dieser Nachkriegszeit zugrunde gegangen. Ein anderer schloß sich überhaupt von der Entwicklung ab. Die weitaus meisten und sensibelsten — welcher echte Künstler ist das nicht — suchten verzweifelt nach festem Halt, stürzten sich bald diesem, bald jenem Dogma in die Arme, suchten Brot und fanden Steine. Es ist nicht richtig, daß der schöpferische Mensch alles in sich vorfindet und sich nur so wie eine Blüte zu entfalten braucht. Nein — er benötigt vor allen Dingen einen fruchtbaren Nährboden, nicht zuerst Geld und reiche Mäzene; aber Leben, Erleben, starke Anregungen und kräftige Impulse. Er braucht ein Volk mit Spannungen, Problemen, Gefühlen und Gedanken, die zur Entspannung, Klärung und Lösung durch die Kunst verlangen. Aber all diese Spannungen und Gefühle zogen sich bei unserem geknechteten und ausgepowerten Volk immer mehr aufs rein politische Gebiet und verlangten nach einer politischen Lösung, nicht nach einer künstlerischen. Dieses verminderte Bedürfnis nach Kunst und die Zerstörung jeglicher kulturellen Lebensführung durch das Literatentum bewirkte, daß die Künstler immer mehr des völkischen Nährbodens entbehrten. Deshalb suchten sie Anschluß bei dem Gebiet, das alle gefangenahm: bei der Politik. Deshalb versuchten sie schließlich, sozialdemokratisch zu dichten, kommunistisch zu malen, anarchistisch zu komponieren. Ein Versuch, der nach beiden Seiten fehlschlagen mußte. Denn weder kann ein Kunstwerk aus einem Wirtschaftsprogramm Nahrung ziehen, noch wollte das Volk Parteikunst, sondern Freiheit, Brot und Vorbilder einer anständigen Gesinnung. Diese Künstler, die sich leidenschaftlich in den politischen Meinungskampf gestürzt hatten, wurden zum größten Teil von Literaten gemanagt, von jüdischen Kritikern und Kunsthändlern auf den Schild erhoben und den Zwecken der liberalen und marxistischen Parteien in die Fänge getrieben. Die Kunst als solche wurde nicht etwa bolschewistisch bzw. jüdisch, denn das Judentum und der von ihm abhängige Bolschewismus besitzt keine eigene Kunst, keine Schöpferkraft, kann infolgedessen nur auf von ihm ergriffene Kultur negierend und auflösend wirken. Diese Männer schied das Dritte Reich von führenden Stellen im kunstpolitischen Leben aus, ließ sie nicht zu Wortführern werden, auch wenn sie manchmal begabt waren. Aber sie konnten ruhig weiterschaffen, das heißt sie wurden auf ihr eigentliches Gebiet, von dem sie durch Judentum und Parteipolitik abgezogen worden waren, zurückverwiesen. Ihnen wurde Zeit gegeben, sich in aller Ruhe und Stille selbst zu prüfen, sich von den Schlacken der Verfallszeit zu reinigen, soweit das noch möglich war. Und wenn wir die zurückliegenden Jahre überblicken, so glauben wir, daß diese Methode des Nationalsozialismus den Leuten, die sich nach der Machtübernahme verfeimt und verstoßen wähnten, einen größeren Dienst getan hat als alles Literatengeschrei vorher. Sie nämlich dient und befreit gerade die Kunst, soweit sie wertbeständig und volksnotwendig ist. Diese unerhört großzügige

und in das biologische Gefüge der Kunst so einsichtige Künstlererziehung gleicht der Tätigkeit des Arztes, der den krankheitsbefallenen Körperteil entgiftet und ruhigstellt, um ihn den selbstheilenden Kräften zu überlassen.

Der Organismus des deutschen Volkes hatte sich über alle Wirren und Seuchen hinweg kraftreserven und einen im Innersten gesunden Kern bewahrt. Allorten gab es Menschen, die unbeirrt den Weg deutscher Kunst gingen. Erinnert sei an die Heimatkunsthewegung, in der sich Künstler zusammengefunden hatten, die sich durch alle Wirrnisse der Umwelt ihre Liebe und Ehrlichkeit, ihr schlichtes Landschaftsgefühl und ihre innere Bezogenheit zu den seelischen Quellen und Kräften der Heimat bewahrten und ihnen Ausdruck gaben. Sie bildeten ein Bollwerk im Sturm. Erinnert sei an die Bestrebungen, die Quellen unseres Volkstums wieder zum Aufbrechen zu bringen in Volkslied und Tanz, Handwerk und Brauchtum. Diese Volkskunst ist wahrhaftig nicht abgesunkenes und erstarrtes Restgut ehemaliger Hochkultur, sondern im Gegenteil der ewige Born der Wiederernewerung. Und vor allen Dingen: jeder Deutsche, sofern er nicht der Überfremdung der Nachkriegskunst völlig anheimgefallen war — und der weitaus größte Teil der Volksgenossen war ja verständnislos daran vorbeigegangen — besaß doch irgendwo als Angehöriger eines jungen, aufgeschlossenen und im Grunde genommen unverbildeten Volkes ein unmittelbares Verhältnis zur Volkskunst nun im weiten Sinne genommen. Die Sinne für diese Werte brauchten nur erschaffen zu werden, um zu bewirken, daß die Wertmesser, die rassennäßig festliegen und nur zu oft überdeckt und überfremdet worden waren, von selbst wieder im Volk aufstanden. Durch Pflege guten, werkgerechten Handwerks, liebevolles Eingehen auf schlichte Volkskunst, Hausmusik, Erweckung des Bewußtseins für die Werte deutscher Geschichte usw. mußte notwendig die Gesamtheit des Volkes einer Lebenshaltung zugeführt werden, die all diese überkommenen und wirkenden echten, unserer Art gemäßen Werte in ihrer Lebensführung lebendig werden ließ. Deshalb war es beispielsweise wichtiger, in den Ausstellungen brauchbares Gerät, materialgemäße Möbel, handwerklich anständige Landschaften zu zeigen, den Jungens und Mädels in den Organisationen schlichte, schöne Volkslieder zu lehren, auf der Bühne unverfälschte, anerkannte deutsche Autoren zu spielen, als bahnbrechende Experimente zu bringen.

Beruhigung und Besinnung, diese beiden Aufgaben stellte sich das Dritte Reich als erstes Ziel seiner Künstlererziehung. Schutt wurde weggeräumt und der Boden bestellt. Und bei Künstlern wie Aufnehmenden ist diese Erziehung von Erfolg begleitet gewesen. Das Vertrauen zwischen Schaffenden und Empfangenden ist in breitem Umfang wiederhergestellt. Das konnte jedoch nur der erste Schritt sein.

Der Nationalsozialismus, so stark er auch an eine lebendige Tradition anknüpfte, im Sinne einer Wiedererweckung der ewig rassischen Grundkräfte, ist doch eben eine neue junge Bewegung. Unser Volk findet ja nicht nur wieder zu den Grundquellen seines Seins zurück, nein, weit mehr: der

deutsche Mensch erlebt und lebt in ganz anderer Art und Form als je bisher in seiner Geschichte. Er besinnt sich nicht nur, nein, er bricht auf, ist in einer Umformung begriffen und steht der Welt mit gänzlich anderen Sinnen gegenüber. Mit voller Deutlichkeit wird man dies erst in Jahrzehnten sehen können. In der Kunst können wir die Ansätze dazu schon bemerken. In unseren Festen und Feiern, unseren Bauten, in der Gestaltung der Arbeitsräume, den Liedern der Jugend, in der Art und Weise, wie wir dem Kunstwerk gegenüberstehen, auch wie uns so viele Dinge gänzlich fremd und gleichgültig geworden sind, die früher so ungemein wesentlich erschienen; allenthalben stoßen wir auf eine neue Haltung zur Kunst, das heißt eben auf Stil. Unser in eine neue Entwicklungsphase getretenes Volk steht seiner Umwelt anders gegenüber als vor 50, 100, 1000 Jahren und verlangt sonach von der Kunst eine Ausdrucksweise, die den Erlebnisinhalt des Weltkrieges und der nationalsozialistischen Erhebung gerecht wird.

Befinnung und Aufbruch brachte sie. Der Aufbruch erfolgt wohl am sichersten in den monumentalen Zeugnissen unseres kulturellen Wollens, in Architektur und Festgestaltung; aber noch durchdringender und weiterwirkender zeigt er sich in der kulturellen Lebensführung der HJ., der Werksharen, in den Werkräumen und feierräumen des Arbeiters usw. Beispielsweise bedeutet die Arbeit des Amtes „Schönheit der Arbeit“ die Erziehung des deutschen Arbeiters, der ja so ungemein aufnahmefähig ist, zu richtigem Sehen und Verständnis, zu einer echten Wohn- und Arbeitskultur. In diesen so spartanisch einfachen aber wirkungsvollen feierräumen der Betriebe werden Wandbilder entstehen, Kunstgegenstände ihren Platz finden. Der arbeitende Volksgenosse wird dadurch viel eher eine Einstellung zur Kunst überhaupt gewinnen, als wenn man ihn an einem Tage durch die Gemäldegalerie und am nächsten durch die Geschichte der Architektur gehen würde. Denn in diesem feierraum wird er irgendwie mitgestalten wollen, wird mit seinen Kameraden über die Form und handwerkliche Qualität von Einrichtungsgegenständen verschiedener Meinung sein, wird Änderungen vorschlagen — kurz in ihm wird der schöpferische Mensch angeregt werden.

Was heißt denn das überhaupt: Kunst-erziehung? Wachrufen des schöpferischen Menschen im Empfangenden, im Beschauer und Zuhörer. Mit einem Kunstwerk muß ich den Schöpfer im Betrachter anregen; er muß das Bild innerlich nachzeichnen, nach erleben und die vom Künstler hineinkomponierte Gefühlsstimmung ausleben. Von einem Kunstwerk ergriffen werden heißt: Das Werk wirkt in mir, rührt an verwandte Seiten, spornt mich an, diese gesehene oder gehörte Welt nun in mich einzugestalten. Beschwingen, d. h. mitschwingen, aber nach dem eigenen inneren Gesetz. Aufnehmen bedeutet nicht, rein passiv in sich eindringen lassen, sondern damit untrennbar verknüpft ist das Antwortwort, die Reaktion auf diesen Reiz der Außenwelt. Alles passive Hingeben entspricht nicht der Rassengesetzlichkeit unseres Volkes. Mit anderen Worten: Es ist gar nicht möglich, Kunstwerke wirksam werden zu lassen, wenn nicht im Empfangenden selbst der Drang zur Gestaltung vorhanden ist, der ihn dann

im vollendeten künstlerischen Werk ein Vorbild, eine Erfüllung und Lösung seiner Wünsche erkennen läßt.

In jedem deutschen Volksgenossen lebt dieser Drang nach Gestaltung und der Nationalsozialismus löst ihn durch seine Kunsterziehung aus. In den großen Feiern sind alle, Sprecher und Zuhörer, Mitgestaltende, bei den Volkstumsabenden und Laienspielen singen und spielen alle mit, an der Gestaltung von Heimen und Feiterräumen haben alle irgendwie Anteil, die Pflege der Hausmusik, die Volksmusikbewegung scheidet nicht in Ausführende und Publikum. Wir befinden uns am Eingang einer Entwicklung, die wahrhaft das gesamte Volk zum Kulturträger bestimmt, die in jedem Volksgenossen lebendiges teilnehmendes Verständnis zur Kunst wachruft, angefangen bei Brauchtum und Volkskunst und Wohnkultur, Arbeits- und Freizeitgestaltung bis zum Drama, zur Oper, zum gipfelnden Gesamtkunstwerk. Eine wahrhaft völkische Kultur entsteht, in welcher es weder eine trennende Scheidewand zwischen Volkskunst und hoher Kunst, noch zwischen Volk und Künstler gibt.

Diese kleine Abschweifung sollte nur noch einmal klarstellen, was wir heute unter Kunsterziehung verstehen. Nämlich — den Gestaltungstrieb im Volksgenossen selbst anregen, um ihn aus eigenem Erlebnis zum Erlebnis unserer großen Dichter und Bildner hinzuführen, um in ihm das Gefühl für Echtes, Großes und Mitreisendes und das Unterscheidungsvermögen für Gemäßes und Fremdes zu erwecken, um zu einer neuen deutschen Lebensgestaltung zu gelangen, die nicht nur die Bezirke des Konzertsaales und Theateraumes umfaßt, sondern auch noch die letzte Lebensäußerung des letzten Volksgenossen. Kunst ist gesteigertes Leben, ist Ausdruck gesteigerten Erlebens, und jedem, dem solche Erlebnisfähigkeit möglich ist, kann Kunst unmittelbar zugänglich werden. Für die Stärke und Unmittelbarkeit des Kunsterlebnisses ist nicht etwa die Fachkenntnis maßgeblich — sie verbreitert nur die Subtilität und den Reichtum der Empfindungen und Gedanken —. Betont sei noch, daß nicht Ästhetiker, Kritiker, Museumsleiter oder hochmögende beamtete Kunsterzieher es fertig gebracht haben, daß die Deutschen heutzutage wieder selbständig und unmittelbar zum Kunstwerk ihren Weg zu finden beginnen. Das hat die nationalsozialistische Bewegung vorweggenommen, und allmählich lernen wohl auch Kunstinstitute und Verantwortliche von ihr die Methode der Menschenformung.

Unsere Jugend singt ihre Volks- und Soldatenlieder, baut sich selbst Heime, lernt gewachsene, in sich gefestigte Volkskunst lieben, lernt Heimat, Landschaft und Menschen auf Fahrten und in Lagern kennen und gestaltet ihre Feste und Feiern. Sie bekommt offene Augen und Ohren, ein Gefühl für Echtes und für Kampf. Mit dieser Grundlage findet sie auch nachher Verständnis für höhere Kunstwerte. Und so geht es vielen vielen Volksgenossen. Freilich, nicht immer wird eine gewaltige schöpferische Tat gleich im vollen Umfange erkannt werden, und manchmal wird Unwesentliches im Scheinwerferlicht stehen; nie aber kann auf diesem Wege das deutsche Volk mehr hirnverbrannten Experimenten hohler Talmikunst oder fremden Aposteln in der Kunst zum Opfer fallen.

# DER MALER *Arthur Wasmmer*

Von Hans Krause-Margraf

Man kann auch auf diese Art über einen Maler urteilend und wertend schreiben: seine Art zu sehen, seine Auffassung der Natur und seine Schaffensweise bis ins kleinste zerlegen und zerfasern, diese oder jene Abhängigkeit von Lehrern oder anderen Meistern feststellen, ihn apodiktisch einer bestimmten Schule oder Gruppe einordnen und sich so um eine wirkliche und wesentliche Auseinandersetzung mit ihm und seinem Werk herumdrücken. Es ist noch gar nicht lange her, da bedeutete die Eingliederung in ein konstruiertes theoretisches System eine ein für allemal gültige Abstempelung und damit ein von der jeweiligen Stellung des Beurteilers zu der in Frage kommenden „Richtung“ abhängiges Werturteil. Es waren die artfremden Kunstpäpste, die Kritiker und Händler, der Kerr, Westheim und Bab, der Walden, Flechtheim und Cassirer, die die Mode bestimmten und den Marktwert der Richtungen festsetzten, und nicht wenige der deutschen Kunstschriftleiter und Museumsdirektoren befließigten sich williger Gefolgschaft. So sehr war eigenes Urteil und persönlicher Geschmack ausgeschaltet, daß die Abstempelung als Impressionist genügte, selbst einen großen Künstler in den Kreisen der Intellektuellen, der Geistigen „unmöglich“ zu machen. Wer kopfschüttelnd gestand, ein Gekrakel von Klee oder ein Merz-Bild von Schwitters nicht zu verstehen, oder wer ehrlich genug war, eine Fratze von Beckmann oder Schmidt-Rottluff abschaulich zu finden, war schwer als Banause verdächtig; aber hoffnungslos war sein Fall, wenn er gar offen gestand, an einer herzlich naturnahen, unbekümmert und wirklichkeitsgetreu gemalten Landschaft seine helle Freude zu haben.

Und schon wieder sind wir auf dem Wege, die Anfänge nationalsozialistisch bedingten und ausgerichteten Kunstwollens und Kunstschaffens nach Schlagworten wie heroisch, sachlich oder romantisch einzuteilen und philologisch festzulegen. Schon wieder laufen wir Gefahr, die Entscheidung, ob wir ein Kunstwerk bejahen oder ablehnen sollen, nicht in unserem eigenen Fühlen und ursprünglichem Urteil zu suchen, sondern in der tatsächlichen oder vermeintlichen Zugehörigkeit des Künstlers zu einer vom nationalsozialistischen Standpunkt aus anzuerkennenden oder abzulehnenden Richtung, Schule oder auch nur allgemein traditionsbestimmten Gemeinschaft.

Der heute fünfzigjährige Arthur Wasmmer ist weder zu Beginn seiner Laufbahn noch jemals später von jüdischen und judenhörigen Kritikern und Kunstverwaltern für würdig befunden worden, in die Halle des leuchtenden Tagesruhmes eingelassen zu werden. Er hatte den Stempel „Impressionist“ erhalten, und da der Impressionismus durch die „neue“ Kunst erledigt galt und nur noch

als eine historische Erscheinung, als eine kunsthistorische Entwicklungsstufe behandelt und gehandelt werden durfte, so gehörte Wasner eben zu denen, die man geringschätzend jenen überließ, die als Bürger und Banaußen mitleidig von den Kreisen der Ästhetiker und Eingeweihten belächelt wurden.

Es ist heute nicht schwer, rückschauend die Gründe aufzuspüren und zu erkennen, aus denen heraus Artur Wasner es von je abgelehnt hat, den Lockungen der „modernen“ Richtungen zu folgen; aber es erfüllt einen mit Genugtuung, überrascht feststellen zu können, daß schon vor mehr als zwanzig Jahren ein Kunstkritiker, Dr. f. Schiller, einen, und nicht den unwesentlichsten Grund erkannt hat. Er schreibt im Jahre 1914 in der Zeitschrift „Schlesien“ mit Bezug auf Artur Wasner: „Die jungen Leute, die aus unserer Kunstakademie, besonders aus der Schule des Professors Kaempffer, hervorgegangen sind, haben meist zu viel gelehrt, und sind von ihren Lehrern zu sehr zum ehrlichen Schauen erzogen worden, als daß sie sich leichten Kaufs der neuen Richtung überlieferten“.

Negativ ausgedrückt, stellt also Dr. Schiller fest, daß es die waren, die nicht zum „ehrlichen Schauen“ und zur vollendeten Beherrschung des handwerklichen Könnens geführt worden waren, die sich „leichten Kaufs der neuen Richtung überlieferten“. Der Kritiker von 1914 hat recht behalten; und mehr noch als 1914 bestätigt ihn die hemmungslose und bindungslose Entwicklung der Nachkriegszeit, die technisches Können als Talentlosigkeit verschrie und in den stammelnden Äußerungen einer dekadenten Phantasie, in den Draht- und Blechkonstruktionen eines Schwitters, in den Pornographien George Grosz', in den Farbenorgien Kandinskis, den schwülen Nocturni Kubins, in den formzerfetzenden „Kompositionen“ Chagalls oder Picassos und den oft widerlichen und gemeinen Blättern der Beckmann, Dix, Heckel, Schmidt-Rottluff und Kirchner Offenbarungen genialen Künstlertums sah.

Es ist notwendig, auf diese, durch Adolf Hitler und den Nationalsozialismus so restlos überwundenen Zeiten hinzuweisen, um Artur Wasners Werk und Verdienst verstehen und würdigen zu können. Es wäre für ihn ein leichtes gewesen, sich der neuen Richtung, dem Kubismus, dem Futurismus oder irgendeinem anderen Ismus zu verschreiben. Sein unerhörtes Farbengefühl und seine vollendete Beherrschung der handwerklichen Mittel hätten ihn zu den raffiniertesten koloristischen und artistischen Mätzchen befähigt, hätten ihn zu einer Zugnummer und einem Kassenschlager der jüdischen Kunstsalons in Berlin W. und Düsseldorf gemacht, ihm einen internationalen Ruf verschafft.

Artur Wasner aber hat allen Lockungen widerstanden. Und wenn es schon vor zwanzig Jahren feststand, daß ihn sein „ehrliches Schauen“ und sein solides Können vor dieser Gefahr bewahrte, — heute wissen wir, daß es für ihn eine innere Unmöglichkeit gewesen wäre, den jüdischen Sirenenklängen zu folgen: es bewahrte ihn davor seine innere Haltung, sein Charakter. Er konnte eben nur so sein, wie er von Grund auf war; er konnte sich entwickeln, aber nicht wandeln; er konnte sich vervollkommen, aber nicht ändern, und wenn wir einen Ausdruck, einen Nenner suchen für sein Wesen und seine Art, so können wir sagen, daß er deutsch ist. Deutsch ist seine Ehrlichkeit und seine künstlerische



Artur Wasner: Meine Mutter



Artur Wasner: Stilleben

Artur Wasner: Motiv am »fernpaß«





Artur Wasner: »Barbara«

Gewissenhaftigkeit, deutsch ist sein Idealismus, der ihn das Notwendige und Gegenständliche verachten läßt, wenn er seine Hände nach dem unerreichbar Lockenden und Schönen ausstreckt, und deutsch ist sein Realismus, der ihn zu mathematischem Denken, zu technischen Konstruktionen und praktisch auswertbaren Patenten führt. Zwiespältig erscheint er uns, und doch ist er aus einem Guß.

Eine harte Jugend ließ ihn selbst hart werden und bewahrte ihn vor den verweichlichenden Allüren einer bohemehaften Atelierjugend. Der frühe Tod seines Vaters hatte ihn gezwungen, auf die Lektüre von Cäsars Gallischem Krieg zu verzichten und dafür Fäustel und Spitzhammer in seine jugendlichen aber kräftigen Hände zu nehmen. Wie gerne wäre er aber Künstler, wäre er Maler geworden! Jedoch der Zwang der äußeren Lebensumstände war stärker als seine heimliche Sehnsucht: der schwere und gefahrvolle Beruf des Bergmanns stählte den Heranwachsenden und nahm ihn auf in die Gemeinschaft der Schaffenden, der Kumpels, — bis plötzlich ein Grubenunglück, eine Explosion, ihm alle Aussichten im Bergberuf nahm und ihm wie durch ein Wunder das Tor seiner Sehnsucht erschloß: mit dem Verlust seines Gehörs bezahlte er den Eintritt in die Akademie.

Mit ein paar Skizzen und Jugendzeichnungen war seine Mutter nach Breslau zu Poelzig gefahren. Der hatte ihn zur Aufnahmeprüfung zugelassen. Als Zweitbester bestand der Achtzehnjährige sie und erhielt auf Grund seiner guten Arbeiten gleich zwei Stipendien, das eine von der Provinz, das andere von der Stadt Breslau. Der junge Akademiestudent nutzte die ihm gegebene Gelegenheit und fügte zu reichem Talent einen unermüdlischen Fleiß. Als Schüler Kaempffers lernte er nicht nur das Handwerkliche seines Berufes, es erschloß sich ihm auch das Unwägbar, das zu wahren Künstlertum führt, die Ehrfurcht vor den Dingen der Natur und die Ahnung um die Zusammenhänge alles Seins.

Seine erste Ausstellung war Erfolg und Verheißung. Studienreisen führten dann den unentwegt an sich Arbeitenden u. a. nach Holland, wo er Werke der großen Niederländer, denen er sich innerlich verwandt fühlte, mit überraschender Einfühlungskraft und Wirklichkeitstreue kopierte. Dann ging er nach Spanien. Hier hatte er seine ersten großen künstlerischen Erfolge. Ein Porträt des Ministers Romanones brachte ihm neben königlichen Orden und Titeln Anerkennung und Aufträge. Nach Deutschland, nach Breslau zurückgekehrt, begann für ihn eine arbeitsreiche Zeit. Von allen Seiten strömten ihm Aufträge zu. Es entstanden großangelegte Bilder aus den oberschlesischen Industriewerken, in denen seine Verbundenheit mit den ehemaligen Arbeitskameraden einen oft rührenden und — wie in dem Bild von den verunglückten Bergleuten — erschütternden Ausdruck fand. Daneben schuf er farbensatte Landschaftsbilder seiner schlesischen Heimat und zahlreiche Porträts. Sein Name war bekannt geworden; seine Bilder wurden begehrt. Schüler sammelten sich um ihn. Er errichtete eine Malschule. Neben dem künstlerischen Erfolg blieb auch der materielle nicht aus. Er verdiente. Und wußte zu leben. Er war nicht zimperlich. Moralprediger und Mucker hätten keine Freude an ihm erlebt. Er hingte sein Herz nie an Besitz und Sicherheit.

Man sollte einen Roman über Artur Wasner schreiben. Es wäre darin die Rede von einem Menschen, der ein Künstler wurde, weil er ein Künstler werden mußte, von einem Kerl, der sich das Schöne nahm, wo er es fand, der zu einem hübschen Mädchen nie „Nein“, und bei einem Glase kühlen Hofbräus laut und überzeugend „Prost!“ sagte. Es müßte erzählt werden, wie er bedenkenlos sein herrlich gelegenes Haus in Schreiberhau verkaufte, um ein Schiff zu erwerben und mit ihm und einigen guten Freunden auf eine Weltreise zu gehen, die in den norwegischen Gewässern ein tragikomisches Ende fand. Aber es müßte auch in diesem Roman die Rede sein von einem blutjungen, herzigen Ding, das mit Vornamen Maria heißt, das sich getraute, diesen gefährlichen Menschen zum Manne zu nehmen und ihn mit einer kleinen Barbara und einem großen Glück beschenkte. Dann müßte erzählt werden, wie diese Drei durch alle schönen Gegenden Deutschlands und der Nachbarländer strömten und ihre Herberge gleich mit sich führten als Autoanhänger, die er dann nach und nach mit Zeichenbrett und Rechenschieber nach den Gesetzen der Statik und Ästhetik über die verschiedensten Patente zu einem Gegenstand industrieller Fabrikation und zu einem zukunftsreichen Wochenendartikel entwickelte. Und schließlich könnte man auch erwähnen, daß er Bilder male; doch dann müßte man auch davon sprechen, daß er atme, esse und schlafe. Denn Malen ist bei ihm mehr noch als Selbstverständlichkeit, es ist ihm zu einer Lebensfunktion geworden. Sehen ist bei ihm fast schon Malen. Seine in jahrelangem, ernstem Studium erworbene erstaunliche Sicherheit des Strichs und sein kultiviertes und doch ursprüngliches Farbenempfinden gestattet ihm wie wenigen, eine, man möchte sagen: sich triebhaft ausströmende Malweise, die nicht lange nach einem bildhaften Ausschnitt und Möglichkeiten malerischen Effektes sucht, die vielmehr die Dinge, die ihm gefallen, ohne allzuwiele Bedenken und Hemmungen an sich reißt, um sie ganz zu besitzen, und das ist bei Artur Wasner — Malen. So wie er ganz Mensch ist, wie er aus vollen Jüngen lebt, sich ausströmt und verschwendet, so ist er Künstler, so malt er. Warum hat denn Gott seine Natur so herrlich gemacht, warum läßt er seine Sonne so strahlend leuchten und die Bäume, die Berge und den See mit Licht und Farbengluten überschütten, warum hat er die Mädchen so schön, den Schnee so weiß und den Himmel so blau gemacht? Und warum ist der Schinken so rot und so saftig, der Fasan so feist und farbig, das Bier so braun und so frisch? Doch nicht, daß wir unsere Augen verschließen und unsere Sinne abwenden! Und wie Malen und Leben eins ist bei Artur Wasner, so malt er, indem er genießt und genießt indem er malt.

Ob er nun impressionistisch oder naturalistisch oder sachlich malt, ich glaube: darüber hat er sich selbst am wenigsten den Kopf zerbrochen. Die Nachtigall fragt ja auch nicht, ob sie in Dur oder in Moll singt. Und wie es Leute gibt, die ihren Gesang nach theoretisch-musikalischen Gesetzen messen und werten, so gibt es auch Leute, die sich daran freuen; und diese sind bestimmt in der Mehrzahl. So ist es auch bei Wasner. In wieviel Hunderten von Häusern in Schlesien und im Reich hängen seine lichtdurchfluteten Landschaften und seine lebendigen, wesenskennzeichnenden Porträts, wieviel Tausende haben sich daran gefreut

und teilgehabt an der lebenbejahenden Kraft und Frische dieses ehrlichen Künstlers und Menschen.

Wollte man den Versuch machen und den Ort aufzeigen, an dem Wasner im Rahmen der kunstgeschichtlichen Entwicklung steht, so könnte man am einfachsten sagen, daß er im schlesischen Raum der war, der eine Brücke schlug von der guten und bodenständigen Malergeneration der Vorkriegszeit über eine Zeit chaotischer Auflösung hinweg zu unserem heutigen nationalsozialistischen Kunstwollen. Daß er sich auch nicht einen Augenblick von dem geraden Wege seiner inneren Überzeugung und seiner gesunden Entwicklung ablenken ließ, daß er sich stets selbst treu blieb und nie den Forderungen modebeflissener und aesthetisierender Augenblicksjournalisten folgte, erscheint uns als sein Verdienst, ihm selbst als eine Selbstverständlichkeit.

Mag es auch heute noch Kunstbetrachter geben, die achselzuckend seine Malweise als zu ehrlich, zu gesund und damit als zu unkompliziert ablehnen und die krampfhaft aufgenordeten Rudimente einer ihnen wesensverwandten aber überwundenen Epoche als beachtenswerte „Anfänge“ herausstellen, so kann man dem nur entgegenhalten, daß es nicht Artur Wasner ist, dessen Wertung heute noch in Zweifel steht, sondern die Beurteiler, die wenig gelernt und noch weniger vergessen haben.

## Kunst der Systemzeit

Von Georg Klose

**1920** Verrückte Hühner kakeln gern,  
noch ehe ihnen Eier glücken.  
„Kunst“ kommt vom „Können“, meine Herrn,  
und „Ex-pression“ von „aus“ und „drücken“.

Das Kakeln macht noch längst kein Ei.  
Ihr drückt, bevor es fertig ist.  
Natürlich kommt nichts raus dabei,  
und wenn, dann ist es eben – Mist.

**1930** Vergessen ist die I m p r e s s i o n.  
Die E x p r e s s i o n verkümmert schon.  
Indessen kam zu unserm Glück  
die R e p r e s s i o n. Sie drückt zurück!  
Kein Kunstwerk braucht mehr da zu sein.  
Der Künstler drückt's in sich hinein,  
er unterdrückt's, und damit gut!  
Hauptsache: daß er drücken tut.  
Das Publikum ist hoch entzückt  
auch o h n e Werk, wenn er nur drückt.–  
Vermutlich kommt, mir ahnt es schon,  
auf I m-, Ex-, Re- die D e p r e s s i o n.

# DER FELDWEG

Landschaftsansicht von Erich Hoinkis

Gleich hinter dem Dorfe wandert der Feldweg andächtig in die flüsternde Einsamkeit hinein.

Die roten Dächer der Scheune schauen grüßend hinter ihm her. Auf beiden Seiten ist er freundlich mit grünen Grasbändern geschmückt. Hier und da stehen ihm zur Seite hohe wehchaste Disteln wie Ritter in feiertagsrüstung mit blühender Helmzier.

Sogar in der Mitte der Fahrbahn trägt der Feldweg noch üppigen Grasschmuck, in dem viele Gänseblümchen und dann und wann gelbe Kamillenbüschel träumen.

Ein kurzes Stück begleiten ihn rechts und links noch kühle kniehohhe Kleefelder mit ihren würzigen Blütenkolonien, in denen scharenweise die dicken gemüthlichen Hummeln krabbeln, brummeln und arbeiten.

Viele feurige Klatschmohn-Siedlungen leuchten vereinzelt über dem dunkelrot prunkenden Kleeefelde wie lodernde Freudenfackeln.

Dann entschwindet der Weg mit langsamer Wendung im tiefen wispernden Ährenmeere, im leisen friedvollen Geheimnis der Halmwunder.

Zu kümmerlichster Armut schrumpft das mächtigste Werk von Menschenhand vor dem unerhört kühnen Wunderbau eines einzigen Getreidehalmes.

Ein Getreidehalm ist ja 600mal so hoch als sein eigener Durchmesser beträgt. Und das gewagteste Menschen-Bauwerk, der Eiffelturm in Paris, müßte, wenn er in Baukühnheit und Sicherheit einem Getreidehalme gleichen wollte, zehn Kilometer hoch sein.

Und er würde dann bestimmt die alltägliche Kraftleistung eines einfachen Getreidehalmes nicht ein einziges Mal ausüben können, nämlich, sich mit seinem Haupte täglich mehrere tausendmal in vier Kilometer weitem Schwingungs-Ausschlag behaglich im Winde zu neigen und wieder aufzurichten.

Und sein kühnes Baugerüst würde bestimmt zusammenbrechen beim ersten Windhauch, wenn es an seiner Spitze eine für ihn ähnlich schwere Last hochhalten sollte, wie der schlanke Getreidehalm mit dem Gewicht seiner reisenden Ähre selbstverständlich imstande ist, da doch jede Ähre dreimal so schwer ist, als der Halm, der sie trägt.

Und Millionen solcher Wunderbauten wiegen sich hier krafttrotz im Roggenmeere auf und nieder, unzählbar wie die Sterne am Himmel in überwältigender Harmonie nebeneinander und füreinander, wie im fernen Ozean des

Weltenraumes die Scharen der Gestirne miteinander und füreinander kreisen und fliehen und wiederkehren bis zur ahnungsschweren Erfüllung.

Und wenn für das wogende Ährenmeer die heiße Blütezeit gekommen ist, dann ergießen sich die segnenden Wolkenzüge der Blütenstäubchen in berauscher Unerforschlichkeit in die harrende Leere wie die schimmernden Milchstraßenfluten der Sterne in das ewig neu gebärende Weltall.

\*

Darum geht wohl so wunderbar still der Feldweg durch diese heimatliche Wunderflur.

\*

Weit hinten, wo der Feldweg in den Roggenfeldern aufhört, lockt eine einzige überständige uralte Eiche mit ihrem Schatten zu köstlicher Rast.

Das kleine Rasenfleckschen, auf dem sie steht, liegt kaum einen Meter höher als die ganze meilenweite Umgebung.

Und doch bietet sich von hier aus ein Rundblick über die Korn-Ebene wie von einem beträchtlichen Hügel.

Roggenfelder und Roggenfelder breiten sich ringsum, soweit das Auge reicht. Und sie alle kräuseln und wiegen sich in wohligen Wellen unter sonnigem Fächerwinde.

Ein alter grober Stein mit einer verblichnen Inschrift steht schräg hingesunken am Fuße der uralten Eiche.

Vor dreihundert Jahren ist der Dreißigjährige Krieg unzählige Male hier vorübergebrandet.

Da ist dann lange Zeit hinterher auf dieser fruchtbaren schwarzen Erde hier ringsum kein Korn mehr gewachsen.

Auch der Siebenjährige Krieg um diese Acker-Ebene hat hier große Mordfeste gefeiert.

Unter dieser Eiche soll einmal Friedrich der Große einsam und kummervoll gesessen haben, bedrückt von dem Elend, das der Krieg, den er führte, über diese Kornkammer seines Reiches verhängen mußte.

Darum hört wohl auch unser Feldweg vor dieser alten einsamen Eiche bedeutungsvoll auf.

☆

# Orbitur Singen

Von Karl Riebe

Die Frage, „ob der Arbeiter in das kulturelle Leben der Nation einzugliedern sei“, hat der Nationalsozialismus bejaht. Während der Marxismus in seinem Klassendenken den Arbeiter zur Klasse der Nichtbestehenden rechnete, ihm die Vertretung des ökonomischen Interesses der Arbeitskraft zuwies und somit ganz allgemein das ökonomisch-wirtschaftliche Prinzip als allein daseinsbestimmend hinstellte, brachte der Nationalsozialismus das Verständnis für eine neue ganzheitliche Betrachtungsweise mit: Er entdeckte und erkannte die ungeheure Macht des Seelischen als der anderen bestimmenden Seite im menschlichen Leben. Wäre der Marxismus konsequent gewesen, er hätte seine Grundanschauungen umwerfen müssen, weil sich schon unter seiner Herrschaft der Kulturwille im Arbeitertum regte. Zeuge dafür im Bereiche der Musik ist der ehemalige Deutsche Arbeiterfängerbund, der eine fast unwahrscheinliche Aufwärtsentwicklung in zahlenmäßiger wie künstlerischer Hinsicht aufzuweisen hatte. Dennoch war es nur ein Teil des Arbeitertums, der sich freiwillig in das musikalische Geschehen des Volkes gestellt. Sinn einer nationalsozialistischen Erziehungsarbeit ist es, die Grundlage zu verbreitern und die Wirkung im Arbeitertum zu vertiefen. Nur eine gründlich durchgeführte Kleinarbeit in den Betrieben kann uns dem Punkte zuführen, von dem aus sich eine wirklich sozialistische Kulturleistung aufbauen läßt.

Die folgenden Seiten sind der kleine Ausschnitt aus einer Arbeit, die unter dem Titel „Lebenswirkung der Musik im deutschen Arbeitertum, Gedanken, Tatsachen und Folgerungen“, die obigen Gedanken näher ausführt und, um einer klaren Erkenntnis der vorhandenen Möglichkeiten für eine Aufbauarbeit zu dienen, zunächst einen Geschichtsabriß der Arbeiterfängerbewegung gibt und dann die Erfordernisse zeitgemäßer Arbeit behandelt.

Das Werksingen ist als Grundlage aller Kleinarbeit im Arbeitertum anzusehen, einige Bilder bezeichnender Fälle aus den vielfachen Erfahrungen mögen dies zeigen.

Ich ging, soweit irgend angängig, mit Breslauer Studenten in die Betriebe. Die Kameraden stellten sich mir freudig zur Verfügung, um im Dienste dieser Arbeit sinnfällig ihre innere Verbundenheit mit den Arbeitskameraden der Faust zu zeigen. Um zu erfahren, was es mit diesem Werksingen auf sich hat und wie sehr es dazu angetan ist, die Werkkameradschaft ungemein lebendig zu machen und zu festigen und ein Band zwischen Betriebsführer, Arbeitern der Stirn und der Faust zu schließen, hören wir am besten, was ein Teilnehmer dazu sagt: „... und gern taten wir's! Als wir das erstemal zusammentraten, da waren wir noch bis an den Scheitel mit Mißtrauen gefüllt, ob wir uns überhaupt so weit mitreißen lassen könnten, daß wir alle einstimmen zu gemeinsamem frohem Singen.“ Und welche Hemmungen auf allen Seiten! Beim Betriebsführer: „Wir haben keinen Saal, kein Klavier, die Pause ist zu kurz, und vor allem strengt das Singen zu sehr an. Die Leute sollen sich ausruhen.“ Bei der aus Studenten bestehenden Vorsingegruppe: Wir glauben das einfach nicht, daß der Arbeiter ausgerechnet seine kurze Schichtpause dazu benutzen wird, etwas anderes zu tun als sein sauer erarbeitetes Frühstück zu verzehren.“

Der Arbeiter: „Was, Singen? Mensch, der Lehrer hat schon immer gesagt, ich habe keinen richtigen Tenor und keinen richtigen Baß, und da könnte ich eben nicht im Chor singen. Und jetzt bin ich auch schon so lange raus — na, wir werden ja sehen. Neugierig bin ich ja, was der Kerl uns vormachen wird.“

So fing es einmal an in einem schlesischen Großbetrieb. Die Neugierigen standen da. Hinter ihnen drängten schon Kameraden. Sehr viele waren noch unschlüssig, ob sie sich auch zu der komischen Sache „Werksgesungen“ hinstellen sollten. Wir indessen zögerten nicht lange. Kaum hatten wir 100 zusammen, dröhnte der Lautsprecher. Da kamen die Unschlüssigen hinzu. Schon waren wir 500. Da, mit dem Liede „Rollt nun die blutigroten Fahnen auf“, kamen immer mehr, sich die Sache einmal anzusehen. Und als zu den 1500 schließlich sich noch die letzten paar 100 (denn 2000 Mann hatte der Betrieb) sich hinzugesellten, da bekamen sie schon zu hören „Kommt nur her, wir wollen's euch zeigen, wollen euch den Buckel streichen.“ Nun meinte ich, das sei unser Kampfruf für alle die, die noch nicht da seien, als rauher, aber herzlicher Willkommensgruß. Jeder, der noch nicht mitsänge, sollte sich getroffen fühlen. Aber inzwischen hatten die meisten schon eingestimmt. Und nun teilten wir uns in Kampfgruppen ein, jede rief es der anderen zu: „Kommt nur her.“ Bald ging es zweistimmig und bald vierstimmig. Was gab das für einen frohen Zusammenklang, was für eine unbändige Freude! Hier konnte man ruhig einmal kräftig danebensingen, das hatte ich ausdrücklich erlaubt. Nun war der Boden genügend vorbereitet, daß ich mit knappen Worten vom Sinn des Werksgesungens sprechen konnte, der eigentlich schon erfüllt war: Kraft durch Freude. Die Gemeinschaft war da. Nun glaubten auch alle, daß der Betriebswart recht hatte, wenn er verlangte, daß ab und zu vor den Anfang der Arbeit ein Lied gehöre und daß dann jeder froh dabei würde.

„Aus Schaffen und Streben erwächst neues Leben.“ Wieder klang es zweistimmig. „Singt dieses Lied mal vor der Arbeit und sagt einen guten Spruch dazu und ihr werdet spüren, daß uns das rechte Lied Kraft mitgibt, um uns über die Nöte des Alltags leichter hinwegzusetzen.“

Ehe wir zum Schluß auseinandergingen, träumten wir uns in weite Fernen und bauten uns Wege der Phantasie und der Sehnsucht: „Schön ist die Welt, drum Brüder laßt uns reisen wohl in die weite Welt.“

Als man von diesem Werksgesungen wieder an die Arbeit ging, sahen wir überall lachende Gesichter und frohe Gespräche im Gange. „Du, ich hab gesungen, als hätte ich mein Leben lang nichts getan.“ Das war in einem großen Reichsbahnausbesserungswerk.

In einem kleinen Betrieb kam ich zur Frühstückspause. Ich hatte mit dem Chef, der mir sehr abwartend gegenübertrat vereinbart, daß eine halbe Stunde gesungen werden dürfe. Ich ging zu den Arbeitern in den Frühstücksraum, wollte mich mit ihnen unterhalten. Da saßen ganze drei Mann. „Wo sind die andern?“ „Ja, da soll doch gesungen werden, und da verduften sie lieber.“ „Aber sie brauchen doch keine Angst zu haben.“ „Nun, einen guten Tenor hat doch aber nur der Albert, und einen halbwegs guten Baß der

Paul, aber mit den andern ist doch nichts los.“ „Na, ihr werdet schon sehen, wie ihr singen könnt.“ Die Unterhaltung ging noch ein Weilchen fort, es kamen noch etwa 15 Männer und Frauen hinzu. Endlich konnten wir anfangen. „Anfangen, ohne den Chef?“ „Der kommt sowieso nicht.“ „Dann eben ohne ihn. Singen müssen wir ja doch, das sagt schon ein alter Volkspruch: ‚Himmel und Erde müssen vergehen, aber die Musici bleiben bestehen.‘ Den wollen wir gleich singen.“ Ungläubig sehen sich die Arbeiter an. Aber da versuchte es einer, da der nächste, und in fünf Minuten hatten die 20 Menschen den Kanon liebgewonnen. Ohne Noten, ohne alle Kenntnisse mehrstimmig zu singen! Nun noch zwei dieser fröhlichen Lieder, daß man nach 20 Minuten glauben konnte, es würde ein ausgelassenes Fest gefeiert. In der Ecke saß einer, der schrieb schnell mit, weil er seine Kameraden schon besser kannte und wußte, daß am nächsten Tage die Hälfte vergessen sein würde; und es sollte doch nichts verloren gehen! Gegen Schluß lockte es den „Älten“ doch mächtig. Er erschien, und das Singen wurde über eine Viertelstunde ausgedehnt. „Na, die Musici wenigstens zum Schluß.“

Hier war ich allein, und ich mußte jede Woche wiederkommen.

Städtisches Elektrizitätswerk Breslau. Anwesend der Oberbürgermeister und der Kreisleiter. Mehrere hundert Arbeiter. Ich begann wieder mit dem uns Schlesiern geläufigen Kampfliede „Kollt nun die blutigroten Fahnen auf.“ Ich sprach davon, daß wir Schlesier dieses Lied hochhalten müßten als echtes Revolutionslied, weil es bei uns entstanden sei und seinen Weg gemacht habe durchs weite deutsche Land.

Als die Studenten, mit denen ich wieder zusammen war, ihr Bannerlied sangen: „Wir fragen nicht nach Rang und Stand, mag kommen, was da wolle“, da wußte der Arbeiter, daß dort Menschen standen, die sich nicht einen Deut besser dünkten vor ihren Arbeitskameraden in den Betrieben, sondern gekommen waren, um ihre Kameradschaft unter Beweis zu stellen. Kurze, packende Worte über den Sinn des Singens fielen nun auf vorbereiteten Boden. Man fing an zu glauben, daß wir hier etwas sehr Wichtiges täten. Denn indem wir dem Liede des deutschen Volkes, so wie es von jeher gewesen, wieder zu wirklichem Leben in seinen deutschen Menschen verhelfen, wüchsen wir selber allmählich hinein in die Regungen dieses deutschen Tuns, Handelns und Fühlens. Das bedeutete, wir hülften dem Staat seine Menschen formen. Unser Singen sei also kein bloßer Zeitvertreib, sondern immer Verpflichtung, weil es die nationalpolitische Aufgabe des inneren Neuerwakens unterstütze.

Und als ich von der Mannigfaltigkeit des deutschen Volksliedes erzählte, als ich zeigte, daß man seinen Tageslauf mit dem Liede begleiten könne, daß eben der Arbeiter schon deshalb singen müsse, weil ja früher auch einmal die Stände und Handwerker ihre Arbeitslieder gehabt hätten, wie das alles von der Maschine erschlagen worden sei, nun aber durch uns wieder zu Ehren gebracht werden müsse, da hingen sie an meinen Lippen und sangen begeistert mit. Der Bann war vollends gebrochen und jetzt tönte ein gewaltiger Zusammenklang und zeugte von der Fröhlichkeit und Lebendigkeit, die in uns allen steckte.

Wie froh ging es im Rundgesang, wenn wir unseren „Schlächten Pauernhimmel“ sangen: „Hopfa, immer rüber und nüber, gibt mer a Guschla, ich ga dersch wieder, hopfassa.“ Keiner hatte mehr Angst, alle eiferten um die Wette, am schönsten abzuschneiden. Und was bedeutete es für die Männer, wenn — wie hier — der Oberbürgermeister nahezu eine Stunde unter seiner Belegschaft saß, mitsang und schließlich allen wünschte, daß sie recht viel zusammenkommen und von solchen Veranstaltungen auch etwas mit nach Hause nehmen möchten, denn dadurch würde unser Volksleben nur bereichert werden. Wie sehr dieses Singen ein Band der Kameradschaft unter den Teilnehmern knüpfte, habe er selbst eben gespürt, als er hier mit seinen Arbeitern zusammengestanden und gesungen habe.

So war es überall, in Farb- und Schuhfabriken, in Wäschereien, Buchdruckereien, Eisenbetonfabriken, Reichsautobahnlagern, Stahlwerken, Gaswerken, Straßenbahnbetrieben, Brauereien und vielen, vielen anderen Werken. Und niemals hatte man das Gefühl: da hast du völlig vorbeigehtan, da bleibt nichts hängen, obwohl jedes Singen eine scharfe Selbstprüfung erforderte, und vor allem dort, wo man regelmäßig arbeiten konnte, immer wieder die genauere Kenntnis der Belegschaft zu anderer Behandlung veranlaßte. Das Schönste für den Singleiter ist es, wenn er nach einiger Zeit vom Betriebsführer hören kann, wie es mit ein Breslauer Brauereidirektor sagte: „Sie glauben gar nicht, wie anders meine Leute geworden sind. Seit Ihrem Hiessein kommt in den großen Pausen die Belegschaft auf dem Hofe zusammen und singt Ihre Lieder und neue, die der eine oder andere kennt. Ich habe meinen Leuten noch nie innerlich so nahe gestanden, wie seit Ihrem Singen. Jetzt mache ich ständig mit, wenn sie in den Pausen singen.“ Eine Tatsache ist mir mehrfach aufgefallen: Der anfängliche Protest gegen das einstimmige Singen. Zünftige Gesangsvereinsmänner wehrten sich dagegen, wenn man nicht sofort vierstimmig anfing. Hierbei können wir sehr gut die Gefahr feststellen, die dadurch gegeben ist, daß ganze Generationen von Männerchordirigenten den vierstimmigen Satz nicht etwa als eine Satzform unter anderen betrachteten, sondern ihn zum Schema werden ließen, so daß wir bei vielen Liedern, denen der vierstimmige Satz durchaus nicht ansteht, schon den Eindruck haben, als seien sie in eine Zwangsjacke gesteckt.

Mit einem Betrieb, da das gemeinschaftliche Leben schon Gestalt hatte, war ich einen ganzen Abend zusammen. Da fand sich wöchentlich einmal die Betriebsgemeinschaft zu einem Feierabend zusammen. Unser Singen kam da zur rechten Zeit. Hier war es auch möglich, daß der Arbeiter am anderen Ort als seiner Arbeitsstätte zusammenkam, hier war lange vorbereitende Arbeit geleistet. Der Arbeiter konnte vorher essen und bei seiner Familie sein und war also von vornherein aufgeschlossen. Dieser Abend zeigte uns noch reiche Möglichkeiten. Denn hier kann das Lied, der Tanz, das gesprochene und gelesene Wort wieder in die echte Gemeinschaft des Zusammenlebens und Arbeitens eingepflanzt werden. Das war ein rechter Feierabend, ohne die Hilfen von Alkohol und Kino.

Weshalb ich diese Beispiele hier bringe? Weil durch sie am besten deutlich wird, daß

1. die Voraussetzungen zwar so mannigfaltig wie die Gelegenheiten sind, daß sie aber so geartet sind, daß man mit Entschlossenheit die Hemmungen, die ausnahmslos mit verschiedentlich sogar großer Heftigkeit vorhanden sind, aus dem Wege räumen muß, daß man dabei je nach den Umständen mit Launigkeit, gutmütigem Spott oder auch kräftigem Auftreten verfahren muß;
2. daß man sich als Singleiter nicht trocken lehrhaft, sondern frisch lebendig geben muß, möglichst angeglichen an die Art des Arbeiters, daß man sich in alle Unterhaltungen mit ihm einzulassen hat;
3. daß die beste Form das Werksingen in den Pausen ist, weil so der ganze Segen in der gesteigerten Arbeitsfreudigkeit bei der Fortsetzung der Arbeit am stärksten spürbar wird. (An dieser Forderung ist allen Betriebsführern gegenüber festzuhalten, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß bei guten Singleitern der Arbeiter seine Stulle ganz von selbst weglegt und dies erst merkt, wenn das Singen schon vorbei ist);
4. daß das Lied gut nach den natürlichsten Bezogenheiten des Arbeiters ausgerichtet ist. Das nationalsozialistische Kampflied an vorderster Stelle aus selbstverständlichen Gründen. Aber — bitte — nicht zuviel! Denn das Kampflied büßt dann seinen Wert und seine Wirkung ein, wenn es durch ein Zuviel profaniert wird. Wir leben nicht ständig im Zeichen kämpferischer Hochspannung. Das Kampflied sollte eigentlich jede Woche einmal beim Appell erklingen. Dieser soll knapp, soldatisch sein. Der Betriebsappell — das möchte ich hier erwähnen — sollte bringen: einen Gedanken, in sich geschlossen, umfassend — erschöpfend, einfach und doch tief, kurz, knapp, packend, fordernd, verpflichtend, politisch! Und das dazu gehörende Lied!

Unser Werksingen soll sein eine Befreiung, eine Lösung, eine Erhöhung des Alltags. Daher fröhliche Lieder, Kanons, Lieder des Tageskreislaufs. Unser Werksingen soll allmählich, aber gewiß (doch klar werden muß diese Absicht schon im Anfang) eine Schau vermitteln der Werte deutschen Volkstums. Daher Ständelieder, Arbeitslieder, historische Kampf- und Soldatenlieder. Hierher gehört natürlich auch das Marschlied der Bewegung.

Der Arbeiter soll die Symbolik der Arbeit spüren in den alten Liedern, und es werden dann auch die neuen Arbeitslieder entstehen aus dem Arbeitertum selbst, wie die Dichtung der Lersch und Bröger und Wieprecht. Die Lieder, die wir bisher haben, tragen noch vielfach den Stempel des Unehnten.

Ich brachte diese Beispiele, weil deutlich wird, daß wir so den ganzen Menschen politisch durchdringen, weil wir ihn von innenher packen, daß wir so den neuen Typus bilden, daß wir so die Zelle unseres Reiches, die Gemeinschaft im Kleinen, die Betriebsgemeinschaft festigen.

# Mosewius

## EIN SCHLESISCHER MUSIKER

Von Dr. Alfred Rüssler

Die Geschichte der neueren Musikpflege in Schlesiens Hauptstadt ist für immer mit dem Namen Johann Theodor Mosewius aufs engste verknüpft. Er gründete am 17. Mai 1825 die Breslauer Singakademie und machte sie zur hohen Schule des Chorgesanges, zu einer Pflegestätte edelster Kunst. Er hat vor allem durch die Aufführung der Matthäuspasion am 3. April 1830 — der zweiten in ganz Deutschland — Breslaus Ruf als den einer Bachstadt begründet.

Das Persönlichkeitsbild dieses bedeutenden Musikers und liebenswerten Menschen steht in seinen Wesenszügen fest. Es ist, namentlich in den Kreisen der Singakademie, stets in Ehren gehalten und in dankbarer Erkenntnis dargestellt worden<sup>1)</sup>; man rechnet ihn, den geborenen Königsberger, zu den großen Schlesiern<sup>2)</sup>.

Wenn wir heute seinem Bilde einige neue Züge hinzufügen können, so verhelfen uns dazu kürzlich wieder aufgefundene eigenhändige Briefe und Tagebücher des Meisters<sup>3)</sup>. Schon Partsch konnte in seiner Festschrift drei Reisetagebücher mit verwenden; noch mehr sagen uns 26 Briefe an einen jungen Chorleiter in Berlin aus der Zeit vom 6. Dezember 1851 bis zum 13. Dezember 1857, also aus den Jahren der Altersreife: in ihnen spricht er sich über alles vertraulich aus, was ihn auf dem weiten Felde seiner künstlerischen Arbeit beschäftigt. Mosewius ist immer ein lebhafter und zugleich klarer Kopf gewesen. Diese Eigenschaften und die Regungen eines festen, mit sich selbst einigen Herzens finden wir in diesen Briefen wieder, und zwar verklärt von den Strahlen der Altersweisheit.

Dem Berufsgenossen berichtet er, wie dies ja nahe liegt, von der unablässig weiterströmenden Berufsarbeit. Die regelmäßigen Aufführungen der Singakademie, mit denen sich seine künstlerische Tätigkeit keineswegs etwa erschöpft, die gegenseitige Aushilfe mit Stimmheften und Partituren, die Heranbildung und die Leistungen der Solisten, die Mosewius damals grundsätzlich nur aus der Zahl der Singakademie-Mitglieder nahm, die Stimmen der zünftigen Kritiker, die meist keine Gnade vor seinen Augen finden, das sind die immer wiederkehrenden Gegenstände der Mitteilung. Bemerkenswert ist die

<sup>1)</sup> Zuletzt von Karl Partsch in der Festschrift zur 100-Jahr-Feier der Breslauer Singakademie 1925.

<sup>2)</sup> Friedrich Andreae, Schlesische Lebensbilder 1.

<sup>3)</sup> Im Besitz der Stadtbibliothek Breslau.

klare Erkenntnis der Grenzen, die seinem Wicken mit einem Chor von Nichtberufsfängern naturnotwendig gesteckt sind. „Es ist bei dem Dilettantenwesen doch alles in unseren Leistungen immer nur relativ gut; den Maßstab geben unsere Verhältnisse, und ohne irgendeine kleine Leidensgeschichte geht selten eine Produktion bei uns vor sich.“ (16. 1. 1853.) Größte Gewissenhaftigkeit bei der Vorbereitung ist deshalb sein fester Grundsatz. Besonderen Wert legt er auf fein herausgearbeitetes Zusammenwirken von Solisten und Chor.

Die behutsame Art seiner Arbeit spricht sich auch darin aus, daß er vor der Darbietung solcher Werke zurückscheut, die nach damaliger — und übrigens zum Teil auch noch nach heutiger — Meinung über die Grenzen des der menschlichen Stimme Gegebenen hinausgriffen. Die Frage der Aufführungsmöglichkeit von Beethovens *Missa solemnis* war viel umstritten. „Beethovens Messe habe ich 1845 unter Liszts Leitung in Bonn bei der Inauguration der Statue des Meisters gehört. Zunächst scheue ich mich der hohen Soprane wegen, und kann Ihnen sogar sagen, daß man in Folge Ihres Studierens (Vorbereitens) dieses Werkes hier der Meinung ist, Sie griffen die Stimmen sehr an. Das muß man sich allerdings gefallen lassen. Ihre Landsmänninnen haben schon über die hohe Lage der Cherubinischen Messe geklagt, und nun dieses Gloria und Credo! Breslau ist für solche Höhe zu schwächlich, und ich habe nicht Courage genug, die ohnehin nicht geringe Klage über ernste und anhaltende Studien zu vermehren. Ich werde mich, so Gott will, zum Bach wenden, der gibt auch tüchtige Nüsse zu knacken, wobei die Leutchen immer noch singen lernen können.“ (22. 3. 1856.) Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß der Alternde allmählich hinter seiner Zeit zurückgeblieben wäre, sich auf die Altmeister festgefahren hätte. Dazu war er ein viel zu beweglicher Geist. Mit der feurigen Begeisterung eines Jünglings huldigt er allem Neuen, wenn ihm nur wirkliche Größe entgegentritt. Beethovens Chorphantasie hat er immer wieder aufgeführt. „Ich bin jedesmal entzückt, wenn ich das Werk höre oder ausführen lasse . . . ich finde die Idee des letzten Satzes aus der 9. Symphonie in dieser Phantasie viel genialer und natürlicher ausgeführt als in jener.“ (8. 4. 1855.) Ja, sogar den großen Umbruch in der Musik, den in jenen Jahren Richard Wagner heraufführte, hat er noch mit gläubiger Seele miterlebt. Am 6. Oktober 1852 brachte das Breslauer Stadttheater den „Tannhäuser“ heraus, als erstes Theater in Preußen, nachdem 1845 Dresden und Weimar vorangegangen waren. „Diese Oper ist ein Tat!“ schrieb Mosewius am 8. Oktober in einer sehr ausführlichen Würdigung in der „Breslauer Zeitung“. Wie gewissenhaft er geprüft hat, erfahren wir aus seinen Briefen. „Wagners „Tannhäuser“ ist, man kann jetzt wohl sagen, mit Erfolg hier gegeben worden. Er hat 7 Vorstellungen bei vollen Häusern erlebt. Das Publikum war aufmerksam und still, wie bei einem Trauerspiel, und das Applaudissement blieb anständig, nicht brüllend und lärmend, wie in der italienischen Oper. Was man auch gegen Wagners Theorie einwenden mag, dieses Werk wird keinen Aufmerksamen langweilen, es hält das Interesse stets wach. Ich habe es sechsmal gesehen, weil ich sehr dagegen gestimmt war; jetzt geht mir alles so durchsichtig vorüber, als ob's der „Barbier von Sevilla“ wäre.“ (6. 11. 1852). „Mit dem „Lohengrin“ bin ich noch nicht im

klaren, wiewohl ich ihn schon viermal gesehen und öfters durchgelesen habe. Jedenfalls ist der zweite Akt zu breit ausgesponnen, er dauert allein 1½ Stunde und ermüdet. Die stete Unruhe in der Komposition spannt ab, dabei wirkt zuletzt das andauernde Modulieren, die Masse der Instrumentation und die sich gleichbleibenden Kontraste vom Herben und Zarten, weil keine Mittellichter Ruhe gewähren, wie Monotonie . . . Wir wollen abwarten, ob er sich halten wird. Ich für meine Person werde nicht ermüden, die genaueste Bekanntschaft mit der Oper zu machen, um auch über sie ein Urteil zu gewinnen." (21. 12. 1854.) Man muß die Leidenschaftlichkeit des Kampfes um die „Zukunftsmusik“ kennen, um den überlegenen Standpunkt des Breslauer, immer doch schon 66jährigen Musikdirektors zu würdigen. Und ein Jahr später, als man in Berlin immer noch nicht an den „Tannhäuser“ herangehen will, spricht er seine Überzeugung folgendermaßen aus: „Ohne alle prophetische Begabung kann der Unbefangene es vorher wissen, daß der „Tannhäuser“, wenn er nur einigermaßen gut gegeben wird, in Berlin furor machen muß, muß! Wenn man es aufgibt, das anfangs Widerhaarige anders haben zu wollen und das Werk nimmt, wie es ist, ohne an die Wagner vergötternden guten Freunde und ihr Gebahren zu denken, so wird man sich gefesselt und zuletzt befriedigt fühlen und eingestehen, der „Tannhäuser“ sei, wenn auch eigentümlich, doch ein Kunstwerk.“ (4. 12. 1855.)

Mit aller Entschiedenheit aber wendet sich Mosewius von dem lauten Musikbetrieb der Tagesgrößen ab, die, wie etwa Spontini oder Meyerbeer, nur durch Masseninstrumentierung und Klangballung wirken wollen. Von solcher Art „Zukunftsmusik“ will er freilich nichts wissen. Er erkennt und beklagt in ihr Entartungserrscheinungen der Zeit. Aber sein unbeugsamer Idealismus läßt sich die Hoffnung auf Gesundung, auf den endlichen Sieg des Guten nicht rauben. „Es ist alles so ungesund geworden, daß es bald absterben muß. Die Menschen werden den gesunden Sinn wieder finden, und Eitelkeit wie Spekulation wird daneben ihren Weg gehen, ohne jenen zu verletzen. Gott gebe, daß die Zahl der Unverzagten sich bald mehre und sich nicht scheue auszusprechen, wie es ihr ums Herz ist. Es wird und muß sich die Zeit besser gestalten, Lug und Trug und Heuchelei der Tagesordnung schwinden. Überreiz und Übersättigung führt zur Einfachheit zurück! . . . Ich habe mich heute bei Eröffnung der Akademie wieder einmal nach langer Entbehrung an Eccard, Bach und Händel recht erbaut und meine Leutchen mit mir. Die bösen Geiger und Fiedler sind nur dazu in der Welt, damit man sehe, daß die Musik eine schöne und feine Kunst sei . . .“ (24. 9. 1856.) Nicht der Massenaufwand an Instrumenten tut es: mögen die Leute in die Monstrekonzerte eines Wieprecht laufen! „Ich freue mich, wenn ich zwei Violinen und eine Oboe mittelst des alten Bach in Klang bringen kann; die ergreifen mich tiefer als 4—500 Hörner, Trompeten und Ophikleiden<sup>1)</sup>“. (12. 12. 1857.) Ein ebenso bezeichnendes Bekenntnis und zugleich köstliches Stimmungsbildchen aus der Häuslichkeit des 68jährigen, seit einigen Jahren wieder Verheirateten, bietet der folgende Briefanfang: „Am Ostermorgen! Meine Frau summt heute früh

1) heute nicht mehr gebräuchliches Basinstrument aus der Gruppe der Klappenhörner.

um 5 Uhr, als ich schon erwachte, Radziwills „Christ ist erstanden!“<sup>1)</sup>. Mir wollte die Weise nicht behagen, und ich brummte mir die alte Melodie aus dem 12. Jahrhundert viel befriedigter.“ (23. 3. 1856.) Die uralte Kirchenweise sprach unmittelbarer zu seinem gläubigen Herzen als die von ihm schließlich doch als „anachronistisch“ empfundene Vertonung des verehrten Fürsten, seines früheren Gönners.

So erschließen uns diese Briefe — deren Reichthum mit den wenigen Auszügen bei weitem nicht erschöpft ist — sein ganzes weitgespanntes musikalisches Innenleben mit einer Fülle von treffenden und anregenden Bemerkungen. Der Musiker in seiner Reinheit und Reife spricht sich in ihnen aus.

Etwas anders wirken seine *R e i s e t a g e b ü c h e r*. Sie sind wertvolle Zeugnisse für die allgemeine Musikpflege seiner Zeit in Deutschland. Drei dieser Tagebücher sind vollständig auf uns gekommen: von einer Reise 1819 nach Wien, mit dem Breslauer Theaterleiter Biercy; von der Berliner Reise 1825, die der Vorbereitung der Singakademiegründung galt, und von einer längeren Reise durch Deutschland vom 6. August bis zum 3. Oktober 1836. Die letztgenannte ist ein Beispiel für die Art, wie er in den reiferen Jahren seine Urlaubsreisen anzulegen pflegte. Wie ein großer Herr reist er im biedermeierlichen Postwagen durchs weite Land, mit *a u f n a h m e f r e u d i g e n* Sinnen und überlegenem Urtheil alles Große und Schöne genießend, das ihm auf seinem Wege entgegentritt, überall alte Bekanntschaften erneuernd, neue knüpfend. In Nürnberg versäumt er nicht, mit der im Jahr zuvor erbauten Eisenbahn — der ersten in Deutschland! — nach Fürth zu saufen; er vermerkt gewissenhaft die staunenswerte Geschwindigkeit von „fast einer Meile in einer Stunde“ (!) und gibt allerlei betriebsstatistische Zahlen. Vor allem besucht er die großen Musikstädte und verlebt jeden Abend in Schauspiel, Oper oder Konzert, beobachtend, urtheilend, vergleichend. In Koblenz sitzt er am 16. September 1836 mit einem „Herrn von Bismarck aus Pommern“ an der Wirtstafel zusammen: dies kann kaum ein anderer sein als der junge Regierungsreferendar Otto von Bismarck, der damals an der Regierung von Paderborn arbeitete und sich bekanntlich den Freuden der rheinischen Geselligkeit mit vollen Zügen hingab. Es ist schade, daß Mosewius von jener Begegnung keine Einzelheit mittheilt.

Über Leipzig und Dresden geht es heim. Die Leipziger Aufzeichnungen bieten eine Fülle des Bemerkenswerten (24. bis 26. September). Sein erster Gang ist zu Robert Schumann; er trifft ihn nicht zu Hause. Dann sucht er die Schwestern Wagner auf, die er von Breslau her in gutem Gedächtnis hatte; mit Rosalie Wagner, die kurz vor ihrer Verheirathung mit Oswald Marbach steht, kann er sich lange vertraulich unterhalten. Richard Wagner, damals noch das Sorgenkind der Familie, konnte er nicht kennenlernen, da jener, Anstellung suchend, soeben nach Königsberg gegangen war. Bei Tisch in seinem Hotel de Bavière begrüßt er dann Schumann und fühlt sich mächtig von dem 26jährigen an-

<sup>1)</sup> Aus der Faustmusik des Fürsten Radziwill, die er wiederholt mit der Singakademie aufgeführt hatte.

gezogen; in den drei Tagen ist er nicht weniger als sechsmal mit ihm zusammen gewesen. „Schumann nimmt sehr für sich ein.“ Am nächsten Tage hat Mosewius seinen Geburtstag; er hat ihn „herangewacht“, wie er schreibt, aber anscheinend nicht in philosophischer Einsamkeit; denn es heißt weiter: „Spät aufgestanden. Uhr im Waschbecken; geht ordentlich fort. Schwere im Kopf.“ Ihn auszulüften, geht er um die Stadt, begegnet Schumann und begleitet ihn in seine Wohnung. „Musikalisches Gespräch. Spielt mir Variationen vor und einen Teil seiner Sonate. Schwer; gut gemacht, aber bleibt, wie Goethe sagt, in den Ohren sitzen.“ In einer späteren Unterhaltung orakelt Schumann, damals noch ganz Jünger Jean Pauls, von „esotrischer“<sup>1)</sup> Musik. Mosewius „rückt mit seiner Ansicht über die neue Klavier-Komposition hervor. Schumann hält zurück, scheint nicht meiner Meinung: die Kunst geht vorwärts. Ich fragte, was das heiße, erhielt aber keine Antwort.“ Gern kehrte er, wie er in seinen Briefen wiederholt versichert, nach so genußreichen und anregenden Reisen in sein altes, trautes Breslau zurück. Hier, im Reiche seiner Singakademie, im Kreise der getreuen Freunde, fühlte er, war seine Heimat, und so widerstand er allen Lockungen der Ferne. „Mein konstitutionelles Königtum habe ich mir begründet, und meine Minister sind wackere Leute, mit denen ich, wie mit der gewählten Kammer, dem Wahlauschuß, sehr zufrieden bin. Sie scheint es auch mit mir zu sein, und da ich nach meinem besten Ermessen das Rechte mit Eifer und Fleiß tue, so halte ich mich für ein notwendiges Übel in Breslau, die Opposition gegen alle schlechte Musik, nicht mit Worten, sondern der Tat nach. Da mir nun der liebe Gott nicht die Gabe verliehen hat, irgend etwas Besseres schaffen zu können, als mir in hundert Werken vorliegt, so will ich mich lieber durch den Gewinn genauer Kenntnis der vielen noch unentziffert liegenden Meisterwerke heranzubilden, als aus eigener Weisheit mitteilen, was andere vor mir tausendmal besser gesagt haben. Gott hat mich wunderbar geführt, und blicke ich um mich, so habe ich große Ursache, damit zufrieden zu sein, daß mir Pflicht und Beruf geworden ist, tun zu müssen, was ich aus innerer Neigung ohnehin nicht lassen könnte. Zu kämpfen habe ich auch hier genug; die Aussicht aber, stets möglichst sieghaft aus dem Kampfe hervorzugehen, wird mich lieber hier gefesselt halten, als eitle Wünsche zu hegen.“ (17. 1. 1852.)

Mosewius hat in Breslau nicht nur Freunde gehabt. Aber den einen Ruhm haben ihm alle lassen müssen, daß er ein ganzer Mann und ein treuer Diener seiner heiligen Kunst gewesen ist.



<sup>1)</sup> Nur den Eingeweihten zugänglich. Mosewius dürfte mit dieser Begriffsverengung der Musik kaum einverstanden gewesen sein.

Wir wissen, daß Schlehien hervorragende Zinngießer, Gold- und Eisenschmiede gehabt hat, und daß auch das, was es auf dem Gebiete des Glases, der Töpferei und der Textilien geschaffen hat, jeden Vergleich mit den Spitzenleistungen anderer deutscher Landschaften aushält, aber von einem schlesischen Handwerk wissen wir so gut wie nichts; nämlich von den Leistungen der Schreiner und Tischler. Wenn auch fast nichts von schlesischen Möbeln aus dem Mittelalter auf uns gekommen ist, so zeigen doch die großen, doppelflügligen, mit Intarsien geschmückten Schränke der Barockzeit das schlesische Schreinerhandwerk auf beachtenswerter Höhe. Aber vielleicht noch wichtiger als diese Schränke für die Beurteilung der Leistung sind die prächtigen, mit Schnitzereien versehenen Barock- und Empiretüren, von denen sich noch eine große Anzahl nicht nur an öffentlichen Gebäuden, sondern auch an Privathäusern befindet. Nun ist es ja gewöhnlich so, daß die meisten Menschen, die von ihrer eigenen Haustür nur das Schlüsselloch und den Drücker kennen, für fremde Türen überhaupt keinen Blick haben. Daß es sich trotzdem lohnt, einmal Türen und Tore auf einem Gang durch die Straßen der Heimatstadt sich genauer anzusehen, das mögen unsere heutigen Aufnahmen beweisen, die ein paar Beispiele schöner alter Türen aus Breslau zeigen.

An diesen Dingen nicht blind vorüberzugehen, sind wir auch der Achtung des Handwerks schuldig, auf dessen kulturelle Bedeutung wir uns Gott sei Dank endlich wieder besonnen haben.



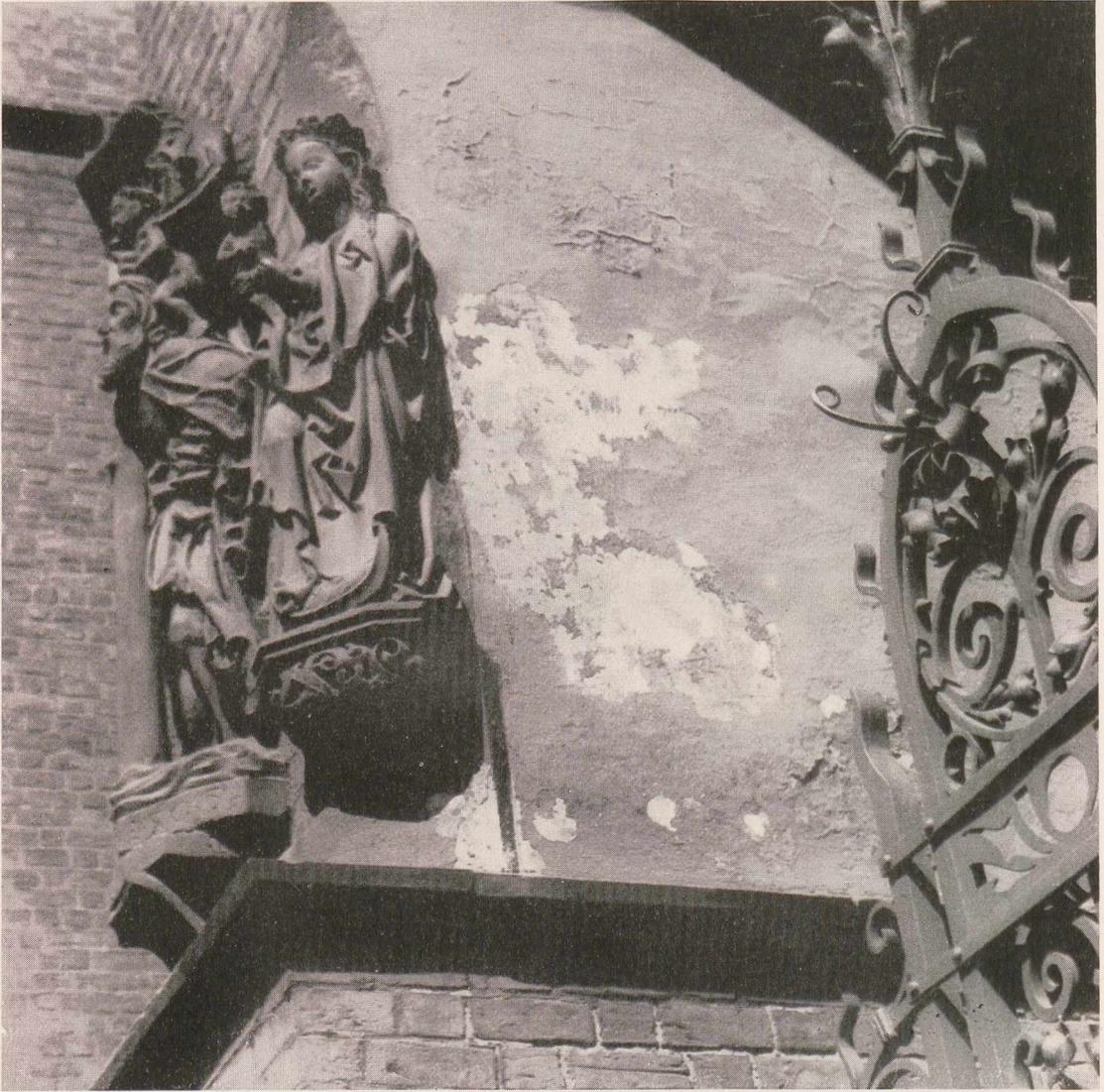
Westportal des Rathauses – ein wenig beachteter Eingang



Eine der vielen Türen an der Elisabethkirche



figürlicher Schmuck an der Tür des Südportals der Vinzenzkirche



Madonna und Christophorus am Haupteingang der Maria-Magdalenen-Kirche (spätgotisch)

Aufnahmen: Margot Leinkauf

**T**empo! Tempo! Es ist der Fluch unseres Zeitalters. Wir haben keine Zeit zur Ruhe mehr. Auto und Elektrische führen uns blind durch die Straßen. Bummel und Spaziergang in den Straßen der Stadt haben aufgehört. Wir gehen nicht mehr, wir durchheilen sie nur zwischen Besorgungen, Geschäften und Berufsstunden. So sind unsere Augen blind geworden gegen das Um-uns. Nur noch das Neue, das Außergewöhnliche zwingt unseren Augen einige Sekunden ab. Gegen das Stille, Ruhige, in der eigenen Schönheit Verlorene sind wir stumpf geworden, wir laufen an den Dingen des Gestern ohne Gedanken, ohne Achtung, ohne Liebe vorbei, und mag in ihnen eine noch so starke Künstlersehnsucht vollendete Wirklichkeit geworden sein. Wer weiß unter den Breslawern, daß wir drei wundervolle Mariensäulen aus der Zeit des Barock heute noch auf Kirchenplätzen stehen haben, wer kennt die reizende spätgotische Anna Selbdritt neben dem Portal der Adalbertkirche, wer kann noch irgend etwas über irgend etwas Schönes des alten Breslau aussagen? Das Tempo entgöttert unsere Welt. Wenn dies zum Bewußtsein kommt, der entthronen den Götzen. Unendliche Schönheiten erwarten ihn.

---

# *Digulung Olmül* AN DER DEUTSCHEN LEISTUNG

Von Dr. Manfred Schubert

## Geistesleben und dichterisches Schaffen Schlesiens

Wertmaßstab für die kulturelle Leistung eines Stammes ist nicht allein das geistige und künstlerische Antlitz seines Landschaftsraumes, als vielmehr auch das Vorhandensein und die Bedeutung großer Persönlichkeiten, die er hervorzubringen imstande ist. Deren Wirksamkeit entfaltet sich indessen oft außerhalb der Grenzen ihrer engeren Heimat. Bei Schlesiens ist in dieser Hinsicht zweierlei bedeutsam: seine eigenartige geschichtliche Doppelstellung, die Kräfte seines Blutes und Geistes bald nach Österreich, bald nach Preußen lenkte, und die Auswirkung der bereits erwähnten Westwanderung, unterstützt durch den Wandertrieb des Schlesiens, in Verfolg deren zahlreiche Verflechtungen und Überdeckungen mit anderen deutschen Stämmen stattgefunden haben. Hierfür hat Josef Nadler, einer der besten Kenner deutscher Stammesgeschichte, einmal folgende (gemindert auch für das übrige Deutschland gültigen) Worte geprägt: „Vieles, was für Wiener und Berliner Eigentum gilt, ist in Wahrheit schlesische Schöpfung. Ein wesentlicher Teil schlesischer Geistesgeschichte hat sich also gar nicht im Wohnbereich des schlesischen Volkes, sondern in Wien und Berlin abgespielt.“

Die Behauptung, Schlesiens sei viel später als andere Teile des Reiches, nämlich erst im 17. Jahrhundert, mit eigenen geistigen Leistungen hervorgetreten, erweist sich bei näherer Betrachtung als unrichtig und irreführend. Auch bei den deutschen Mutterstämmen beginnt die geistige und kulturelle Regsamkeit erst Jahrhunderte nach dem Abklingen der Völkerwanderung (Heliand um 830), und um ihren ersten Höhepunkt zu erreichen (um 1200), benötigten sie mehr als ein halbes Jahrtausend. Es ist darum durchaus nichts Besonderes, wenn wir auch bei den deutschen Tochterstämmen eine solche Anlaufsstufe beobachten, die zur unmittelbaren Daseinsicherung in der neuen Umwelt, hier wie dort, erforderlich war. Sie ist aber gerade bei den Ostmitteldeutschen verhältnismäßig kurz, ja in mancherlei Hinsicht kaum vorhanden.

Auf dem Gebiete der Dichtkunst, wo bei den Schlesiern, ähnlich wie bei den Schwaben, wohl die stärkste Seite ihrer Begabung liegt, hat Schlesiens noch teil an der höfischen und klösterlichen Dichtung des ausgehenden Mittelalters. Der Pfaffenherzog Heinrich IV. von Breslau († 1290) zählt mit unter die deutschen Minnesänger, und Minnelieder dichtete man auch am Hofe Bolkos von Münsterberg (1301). Etwa zur gleichen Zeit entstand im Kloster Leubus die Vita St. Hedwigis, die vielgelesene Hedwigslegende, und wenig später die Versus Lubenses (Verse eines Leubuser Mönches). An der Schwelle des 14. Jahrhunderts steht das „Heinrichauer Gründungsbuch“, eine Siedlungsgeschichte in ansprechender

Kleinmalerei und eines der wichtigsten Quellenwerke für die schlesische Geschichtsschreibung.

Die politische Verbindung mit Böhmen, in dem die Kaiser aus dem Hause Luxemburg regierten und das auch geistig zum Mittelpunkt des deutschen Kaiserreichs geworden war, brachte Schlesiens seine erste Blütezeit. Kaiser Karl IV. residierte sogar in Breslau und hielt 1372 seinen Einzug in die stattlich aufgebaute Hofburg. Am kaiserlichen Hofe in Prag und an der Prager Universität (der ersten deutschen Universitätsgründung 1348) wirkten Schlesier an hervorragender Stelle. Kanzler des Reiches war der Sudetenschlesier Johannes von Neumarkt (1310—1380). Seine Prosaschriften und die berühmten Prager Briefmuster sind der Ausgangspunkt der neuhochdeutschen Schriftsprache, die Grundlage der deutschen Sprachinheit, an deren Verwirklichung und Weiterentwicklung auch später Schlesier hervorragenden Anteil genommen haben. An der Prager Universität stellten Schlesier als Lehrer und als Studenten das geistig regsamste und zugleich national aktivste Element (ähnlich auch bei den späteren Gründungen in Krakau und Halle). Es waren zwei schlesische Professoren, die die deutschen Studenten von Prag nach Leipzig führten, und einer von ihnen, Johann Otto von Münsterberg, ist Gründungsdirektor in Leipzig geworden, der ältesten reichsdeutschen Universität überhaupt (1409).

Dank eines vorzüglichen Schulwesens (an der Spitze die Goldberger Schule, wo der berühmte Valentin Trochendorf lehrte), drang die humanistische Bildung bis in die breitesten Schichten des Volkes, so daß Melanchthon im Jahre 1538 Breslau als Sitz der Humanität preisen konnte. Schlesische Humanisten wetteiferten mit den Italienern und zerstörten das Vorurteil vom „deutschen Barbarentum“, während in der Heimat Pankraz Geier aus Hirschberg (1505) und Barthel Stein aus Brieg (1512) die Schönheiten ihrer schlesischen Heimat rühmten. Zu hohen Würden gelangten Georg Saueremann (1527) als Geschäftsträger Karls V. an der Kurie und Caspar Ursinus Velius aus Schweidnitz (1539) als Dichter, Stilkünstler und Hofhistoriograph Ferdinands I.

Alle diese Namen und Leistungen der Siedler-Jahrhunderte überstrahlt jedoch ein Mann, dessen weltgeschichtliches Format allein genügen würde, um Schlesiens geistige Ebenbürtigkeit mit Alt-Deutschland bereits für diesen Zeitraum sicherzustellen. Es ist der aus oberschlesischem Siedlerblut entsprossene Frauenburger Domherr Nikolaus Koppernikus (1473—1543). Mit seinem Werke „De revolutionibus orbium coelestium“ schuf er die größte und unvergänglichste wissenschaftliche Leistung des deutschen Humanismus. Seine Lehre von den Kreisbewegungen der Himmelskörper hat ein jahrtausendaltes Weltbild von Grund auf erschüttert und gegen eine Welt von Widersachern ein neues, das unstrige, aufgerichtet. Wie schon so oft in der Vergangenheit, nehmen ihn auch heute wieder die Polen als einen der ihrigen in Anspruch. Sie zeigen auf der Pariser Weltausstellung seine Büste, um sich vor aller Welt als Kulturnation gebührend behaupten zu können. Jedoch seine reinblütige deutsche Herkunft ist durch die Forschungen von Prowe, Bender und Brachvogel eindeutig sichergestellt. Demnach wanderten seine Vorfahren aus dem damals bereits völlig deutsch besiedelten Koppernik bei Neisse, dem ostwärts

gerichteten Siedlungszuge folgend, nach Krakau aus, von wo seine Eltern nach Thorn übersiedelten. Der Vorfall in Paris hat selbst den Widerspruch des namhaften polnischen Historikers Jerami Wasintynski hervorgerufen, der in der Zeitschrift für Kultur und Kunst „Prostu z Mostu“ die deutsche Volkszugehörigkeit von Kopernikus als völlig unbestreitbar seinen voreiligen Landsleuten klarzumachen versucht.

Im 17. Jahrhundert übernahm Schlesien auch in anderer Beziehung die geistige Führung in Deutschland und ist seither an allen großen geistigen Bewegungen führend beteiligt. Die Gegenreformation rief zahlreiche bedeutende Geister auf den Plan, die zu einer Zeit, in der das Reich kraftlos dahinsiechte und die Gebildeten in würdelose Nachäfferei fremden Bildungsgutes verfielen, den geistigen Umschwung und die nationale Erneuerung herbeiführten. Martin Opitz (1597—1639), für uns weniger groß als Dichter denn als geistiger Organisator, wurde zum Schöpfer der neuhochdeutschen Verssprache. Sein „Buch von der deutschen Poeterey“ wirkte gestaltend und wegweisend in der formlosen Fülle seiner Zeit. Opitz weckte nicht nur die schlummernden Kräfte der schlesischen Landschaft, sondern war auch das Leitbild des sächsischen (Fleming), Königsberger (Simon Dach) und Nürnberger (Harrsdorfer) Dichterkreises. Andreas Gryphius hat das neuhochdeutsche Kunstdrama geschaffen und deutscherseits den Anschluß an die großen Dramatiker der Weltliteratur hergestellt. Logau ist einer der größten Spruchdichter aller Zeiten und der allzufrüh dahingegangene Christian Günther die stärkste dichterische Begabung der ausgehenden Barockzeit, mit seiner lyrischen Erlebnisdichtung der unmittelbare Vorläufer Goethes. Lohenstein und Hoffmannswaldau verfeinerten in ihren Bildungsromanen, die Wiener Hofluft und Weltläufigkeit atmen, die Sprache Luthers, um sie damit für die Aufgaben des 18. Jahrhunderts zuzubereiten.

Wenn heute immer wieder das Gottsuchertum und Mystische als Urgrund der schlesischen Seele herausgestellt wird, so nicht zuletzt wegen der großen Sinnieret des 17. Jahrhunderts: Zinzendorf und Caspar v. Schwenkfeld, den Gründern der religiösen Bruderschaften, und Jakob Böhme (1575—1624), dem großen Mystiker und Naturphilosophen. Böhme hat den germanischen Schöpfungsmythus in höchst eigenartiger und einmaliger Weise wiedererweckt und dadurch, daß er Wissen und Glauben unter dem Gebot der sittlichen Verpflichtung miteinander verknüpfte, grundlegende Gedanken des deutschen Idealismus vorweggenommen. Seine gewaltige Wirkung auf dem Gebiete der Literatur reicht bis zu den Romantikern und in der Philosophie über Leibniz, Hegel, Schopenhauer und Eduard v. Hartmann bis zu den Denkern unserer Tage. Unter seinem Einfluß stehen auch die beiden großen Engländer Georg Fox, der Stifter der Quäker, und Isaak Newton, der Entdecker der Gravitationsgesetze. Die in Böhme gipfelnde religiöse Volksbewegung führte die Kirchenlieddichtung zu unerreichten Höhen (Johannes Heermann, Kaspar Neumann, Abraham von Franckenberg und Daniel v. Czepko). Johannes Scheffler (Angelus Silesius), der seinen Glauben wechselte, schrieb als Protestant den „Cherubinischen Wandersmann“ und die „Heilige Seelenlust“.

An der Ausbreitung des neuen Lebensgefühls, das die westeuropäische Aufklärung im 18. Jahrhundert heraufgeführt hatte, beteiligte sich Schlesien durch zwei namhafte Breslauer. Christian Wolff (1679—1754) wurde zum Vater des deutschen Rationalismus französischen Ursprungs, während Christian Garve (1742—1789) Deutschlands bedeutendster Vertreter der schottischen Moralphilosophie war.

Die klassische deutsche Dichtung, die mit den beiden Großen von Weimar ihren Gipfelpunkt erreichte, wird zu einem erheblichen Teile von Männern getragen, die wir, wenigstens teilweise, dem schlesischen Lebensraume zurechnen dürfen. Herder, der unsterbliche Gründer deutscher Art und Erzieher zu höchster Nationalkultur, ist im Siedlungsbereich der Schlesier, in Ostpreußen, geboren und sein erster bezugter Vorfahre soll aus Schlesien zugewandert sein. Hamann, der rätselhafte Seher und Magier des Nordens, der aufrüttelnd, erweckend und befruchtend auf Herder, Goethe, die Dichter des Sturmes und Dranges, Nietzsche und viele andere gewirkt hat, stammte väterlicherseits aus der Oberlausitz. Und dieser geistig besonders fruchtbare Landstrich schenkte Deutschland auch den Klassiker Gotthold Ephraim Lessing. Er hat die deutsche Dichtung aus den Fesseln des unwölkischen, französischen Geistes befreit.

Daß von Schlesien aus die Fackel des Freiheitskrieges entzündet wurde, lag nicht allein an der Begeisterungsfähigkeit seiner Menschen oder der besonderen Gunst seiner politischen Lage, sondern es war auch innerlich begründet durch die großen Krieger und Erneuerer des niedergebeugten deutschen Volkes, die aus seinem Wohnbereich kamen. Mehr zufällig gehört hierher der 1811 an die Universität Breslau berufene Norweger Henrik Steffens, dessen zündende Aufrufe die Studentenschaft zu den Fahnen eilen ließen, wodurch die Breslauer Universität für immer mit jenen weltgeschichtlichen Ereignissen verknüpft worden ist. Größer und umfassender war die Wirkung, die der Breslauer Friedrich Daniel Schleiermacher und der Oberlausitzer Johann Gottlieb Fichte auslösten. Sie sind es, die der deutschen Seele den Glauben an die Zukunft wiedergaben, die Zuversicht in die eigne Kraft und jene unbändige Liebe zum Vaterlande, ohne die jener herrliche Aufbruch der Nation nicht gedacht werden kann. Schleiermacher, ein Meister des Wortes auf der Kanzel und dem Katheder, wußte immer, ob er sich mit Theologie oder Philosophie beschäftigte, mit klugem Wirklichkeitsinn sein Denken und Handeln auf Staat und Kirche zugleich auszurichten. Fichte ist der deutscheste unserer Philosophen, nicht nur, weil er allein aus der unergründlichen Tiefe des deutschen Geistes schöpfte, sondern auch ganz auf deutsches Wesen eingestellt war. Er hat als erster dem deutschen Volke den philosophischen Nationalismus gegeben, die deutsche Idee überhaupt. Seine 14 Reden an die deutsche Nation sind unvergängliches Vermächtnis und werden heilige Begeisterung entfachen, solange deutsche Herzen schlagen. Bedeutungsvoll für unsere Zeit ist auch sein Werk über den geschlossenen Handelsstaat wieder geworden.

An der romantischen Dichtung, die von Ostpreußen (Herder) eingeleitet wurde, ist Schlesien wesentlich beteiligt mit dem Balladendichter Moritz Graf v. Strachwitz, dem Malerpoeten August Kopisch (dem Entdecker der Blauen Grotte auf

Capri) und Friedrich v. Sallet. Seinen größten Beitrag stellt es jedoch in Joseph Freiherr von Eichendorff, der sich aus der romantischen Kunstrichtung zu einmaliger und selbständiger Größe erhebt. Er ist der unsterbliche Sänger des deutschen (oberschlesischen) Waldes, der Jugend und der Wanderlust.

Etwa zur gleichen Zeit sind schlesische Spielbuchdichter und Spielleiter an Deutschlands großen Bühnen tonangebend. Heinrich Laube, der Dichter des jungen Deutschlands, hat in seinem zwanzigjährigen Wirken an der Wiener Burgbühne den Übergang von der klassischen zur realistischen Darstellungskunst vorbereitet. Holtei, der größte schlesische Dialektdichter (der als solcher auch der niederdeutschen Dialektdichtung Anregungen gegeben hat), wurzelte ebenso wie sein Lehrer Schall noch in der klassischen Form des Weimarer Theaters. Den Berliner Theatergeschmack bestimmte Ernst Benjamin Raupach, auch selbst Verfasser zahlloser Bühnenstücke. Auch die bedeutendsten Schauspieler stellte Schlessien in jener Zeit; in Weimar begeisterte die Sängerin Corona Schröter und in Berlin spielte unter Jfflands Regie Fleck als erfolgreichster Vorkämpfer der realistischen Richtung im Sinne Lessingscher Dramaturgie. Sein Gegenstück war Karl Seydelmann, während Beckmann als Komiker des biedermeierlichen Berlins große Erfolge errang.

Während Laube die öffentliche Meinung in den Dienst der Staatswerdung stellte, begründete Gustav Freytag die staatsformende Kraft der Tagespresse. In seinen „Journalisten“, einem der besten deutschen Lustspiele, prägte er die ewige Gestalt des Schmock und sagte den Konjunkturliteraten Kampf an. Mehr bekannt sind heute noch seine großen Sozialromane „Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift“. Freytags überzeitliche Bedeutung aber liegt vor allem in der Romanreihe „Die Ahnen“ und in den kulturgeschichtlichen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Damit wurde er der Erzieher des deutschen Volkes zu Nationalbewußtsein und Sammlung der völkischen Kräfte, indem er allen Volksschichten das geschichtliche Werden sowie Wesen und Wert der Nation unmittelbar nahebrachte. In ähnlicher Weise, aber stofflich beschränkt auf die brandenburgisch-preussische Geschichte, betätigte sich der vielgelesene Romandichter Willibald Alexis (Wilhelm Häring).

Prinz von Schöneich-Carolath und Wilhelm von Polenz leiten über zur neueren Zeit, in der die drei großen Schlesier Gerhart und Karl Hauptmann und Hermann Stehr die deutsche Dichtung zu neuen Höhepunkten führten. Gerhart Hauptmann hat in seinen Frühwerken den Übergang vom Realismus zum Naturalismus vollzogen und schlesische Zeit- und Sozialgeschichte volksnahe gestaltet. Seine zahlreichen dramatischen Werke beherrschten um die Jahrhundertwende jahrzehntelang die deutschen Bühnen und sind heute größtenteils Bestandteile der Weltliteratur geworden. Mit seinen „Webern“ ist schlesische Sprache über den ganzen Erdball gedrungen. Schlesiischer Abkunft wie seine Bühnenspiele sind auch seine gewaltigen Zeitromane „Narren in Christo“ und „Atlantis“. Karl Hauptmann, mehr der lyrischen Prosa zugewandt, hat in seinen Künstlerromanen „Einhardt der Lächler“ und „Ismael Friedmann“ das soziale Problem statt unter dem Gesichtspunkte des Mitleids mehr unter dem einer sittlichen Verpflichtung behandelt. Hermann Stehr ist

von den drei Großen der am tiefsten und bewußtesten seiner Heimat verbundene. Seine Romane sind die beste und umfassendste Gesamtschau und dichterische Gestaltung der vielfältigen schlesischen Seele, in deren Grundton stärker noch als bei den beiden Hauptmann das ewige Gottsuchertum als mystische Grundhaltung zum Ausdruck kommt (Drei Nächte, Der Heiligenhof und Peter Brindeisener). Ebenbürtig in der lyrischen Dichtung ist ihm Richard Dehmel (von der mütterlichen Seite her mit thüringischem Einschlag), den seine Kriegsgedichte besonders bekannt gemacht haben. Zum Unterhaltungschatz des ganzen deutschen Volkes gehören die Romane unseres Dichters Paul Keller, während Eberhard König sich als Dramatiker einen Namen gemacht hat.

Unter den jüngeren deutschen Dichtern stehen Schlesier in großer Zahl und von bestimmendem Einfluß. In ihnen wetteifern alle Teile des schlesischen Landes, um die heimattreue Linie im deutschen Geistesleben fortzuführen. Ganz hervorragend beteiligt ist das schwerumkämpfte Oberschlesien, in dessen Dichtern das Gefühl der Sehnsucht nach dem Reich immer wieder zum Durchbruch kommt (Robert Kurpius, Willibald Köhler, Erich Hoinkis, Walther Stanietz, August Scholtis und Alfons Heyduck). Grenzlandnot spricht auch aus dem dichterischen Schaffen zahlreicher Sudetenschlesier, wie Walter von Molo, Robert Hohlbäum, Emil Hadina und Gustav Leutelt. Den Geist des nationalsozialistischen Deutschlands gestalteten am eindrucksvollsten Waldemar Glaser und Stefan Sturm. Wie am Ende des vorigen Jahrhunderts von Gerhart Hauptmann, so führt Schlesien auch heute wieder dem deutschen Drama die stärksten Kräfte zu. Hier steht allen voran der der engeren Heimat Hauptmanns entsprossene Hans Christoph Kaergel, dem zahlreiche jüngere wie Rudolf Fittek, Josef Wiessala und die bereits genannten Waldemar Glaser und Walter Stanietz gefolgt sind. Von den Dichtern der Kriegsgeneration verdienen besonders Hans Zuchhold und Johannes M. Avenarius der Erwähnung. In der Auswahl der Namen seien auch Wilhelm von Scholz, Gerhard Menzel, Hans Wittedeck und Arnold Ulitz nicht vermissen.

Es erübrigt noch, der Vollständigkeit halber einige Persönlichkeiten aus anderen Gebieten des Geisteslebens hier anzuführen. Ohne Zweifel gebührt da der erste Platz dem weltbekannten Biologen Gregor Mendel, dessen Wiege in dem lieblichen Kuhländchen an der Oder gestanden hat. Seine Vererbungs-gesetze, die der Bevölkerungs- und Rassenpolitik des Dritten Reiches zugrunde liegen, kennt heute jeder, aber außer den Fachleuten wissen nur wenige, daß darauf auch die großen Fortschritte der Tier- und Pflanzenzucht beruhen, ohne die die gewaltige Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung in den letzten Jahrzehnten nicht möglich gewesen wäre.

Was dieser unübersehbaren und vielfältigen Schar von geistigen Größengemeinsam ist, das sind gleichzeitig die markantesten Züge des schlesischen Geisteslebens; die aus dem Grenzlandbewußtseingeborene ewige Unruhe und stete Kampfbereitschaft, die immer wieder entscheidende Wendungen in der geistigen Entwicklung unseres Volkes herbeigeführt haben.

# Grünberg

## DIE SCHLESISCHE WEINSTADT

Von Ernst Claus

Gepriesen sei Grünberg allezeit  
Im Schlesierlande weit und breit!

Philo vom Walde

Wer aus der norddeutschen Wald-, Wiesen-, Heide- oder Ackerlandschaft kommt und nun hier, unfern der Oder, ausgedehnte Weinberge erblickt, ist meist nicht wenig überrascht.

Aber dann besinnt er sich. Grünberg? Ach ja, das ist ja die Stadt, wo der saure Wein wächst. Und dann fallen ihm allerlei Witze über den Grünberger ein, oder er denkt daran, daß Trojan dem Grünberger des Jahrgangs 1888 nachgesagt hat, er kröche wie eine wilde, borstige Sau durch die Fehle des Zechers, und daß man nach Kopischs Meinung ein geborener Schlesier sein müsse, um solchen Wein zu vertragen. Die Liste dieser Spöttereien ließe sich nach Belieben verlängern. Wir Grünberger haben Sinn für Humor und lachen selbst gern über einen guten Witz. Aber die Vorurteile gegen den schlesischen Wein haben auch eine wirtschaftlich sehr bedenkliche Seite für die schlesischen Winzer, die unter schwierigsten Verhältnissen durch viel Mühe und Arbeit das ersetzen müssen, was den Winzern anderer Weinbaugegenden von selbst in den Schoß fällt. Dabei ist es eine längst erwiesene Tatsache, daß der Grünberger Wein seinen Spöttern ausgezeichnet schmeckt, wenn er aus einer Flasche mit anderm, vielversprechendem Etikett getrunken wird.

Weshalb sollte er auch nicht gut sein? Die Grünberger Winzer haben durch jahrhundertelange Erfahrung gelernt, die Sonnenkraft richtig auszunutzen. Durch sehr sorgfältige und sachgemäße Behandlung des Weines beim Keltern und Einkellern wird aus den Trauben ein Getränk gewonnen, das sich durchaus neben dem Wein aus günstigeren Lagen behaupten kann.

Schon mancher kam nach Grünberg mit spöttischem Gesicht und tat beim ersten Glas, als ob ihm zugemutet würde, Essig zu trinken. Aber dann erklärten sich seine Züge, und er tat in der Begeisterung über die neugewonnene Erkenntnis des Guten zu viel. Denn der „Grünberger“ hat es in sich. Er will mit Maßen genossen werden, aber nicht mit Litermaßen.

Uraltes Vätererbe ist der Grünberger Weinbau. Als vor mehr als 700 Jahren Franken und Flamen diesen nördlichsten Zipfel Niederschlesiens besiedelten, brachten sie den Weinstock und die Wolleverarbeitung mit. Kaum hatten sie sich hier am Fange der grünen Berge eine Wohnstätte geschaffen, da klapperten in den niedrigen Stuben schon die Webstühle, und die Südhänge der Hügel schmückte das Grün der Weinrebe. Das war nicht nur in Grünberg so, sondern in vielen Gegenden Schlesiens und der Mark, ja bis in die Nähe von Thorn.

Aber überall wurde nach einer Reihe schlechter Weinjahre die Kultur der Weinrebe wieder aufgegeben. Nur die Grünberger Gegend hielt zähe allen Rückschlägen zum Trotz am Weinbau fest bis zur Gegenwart. Noch im vergangenen Jahrhundert war das Grünberger Weinland das größte zusammenhängende Weinbaugebiet Deutschlands. Seitdem ist mit der zunehmenden Industrialisierung Deutschlands die Anbaufläche stetig zurückgegangen. In der Gegenwart bemüht man sich nach Kräften, sie wieder zu vergrößern, um Speisetrauben für den ostdeutschen Markt zu gewinnen.

Der Weinbau hat in Grünberg eine rege Getränkeindustrie ins Leben gerufen. 1826 wurde die erste Schaumweinfabrik am Orte, zugleich auch die erste in Deutschland, gegründet. Sie besteht unter der Firma Grempler & Co. noch heute. Ihre Erzeugnisse, die in riesigen, über eine halbe Million Flaschen fassenden Kellern ihren Reifeprozess durchmachen, werden hauptsächlich in Berlin und Ostdeutschland abgesetzt. Nur anfangs reichte der Grünberger Wein dazu aus, den Grundstoff für die Sektherstellung zu liefern. Gegenwärtig wird der Grünberger nur als Stillwein verkauft. Zu Sekt verarbeiten die örtlichen Schaumweinkellereien nur auswärtige Weine. Ähnlich ist es mit den zahlreichen Weinbrennereien, an deren Spitze die Firma Hch. Raetsch AG. steht. In neuerer Zeit hat sich auch die Herstellung alkoholfreier Süßmoste gut eingeführt.

Von den in unmittelbarer Nähe der Stadt gelegenen Höhen gibt es reizvolle Fernsichten ins Oder- und Odertal. Über Städte und Dörfer fliegt der Blick, bis er sich verliert im Dunkel der niederschlesischen und märkischen Kiefernheide oder bei klarem Wetter begrenzt wird durch die Sudeten. Weinberghäuschen und Aussichtstürme krönen diese Höhen, die durch gepflegte Promenaden miteinander verbunden sind. Die beliebtesten sind Grünberghöhe, Löbtenz mit Schillehöhe, August- und Pfastenhöhe und der 222 Meter hohe Meiseberg mit dem Bismarkturm.

Wenn die Glocken die Weinlese einläuten und die Winzer in die Gärten ziehen, um den Segen einzuholen, flammen abends auf den Höhen die Weinbergfeuer auf.

Grünberg ist ohne den Weinkranz nicht zu denken. Wenn er am Giebel eines Hauses an langer Stange herabhängt, so wird diese ortsübliche Einladung zum Bürgerweinschank sogleich verstanden. Darin steht der Grünberger auf demselben Standpunkt wie der Rheinländer, der bei einem herabhängenden Buschen meint, dort winke der liebe Gott mit dem Finger, da dürfe kein guter und weingerechter Christ vorübergehen. Der Gast im Bürgerweinschank wird im Sommer draußen unter dem Walnußbaum, im Winter in der guten Stube des Winzers bewirtet. Wenn man in frohe Gesellschaft gerät, kann man im Bürgerweinschank unvergeßliche Stunden erleben. Ist man fremd, so tut das gar nichts. In einer halben Stunde fühlt man sich wie „zu Hause“.

Bei dieser Gelegenheit erweist sich der „Grünberger“ als ein Sorgenbrecher und Freudenspender erster Ordnung.

# Digression im Odlou

Der vergangene Monat stand für Schlesien im Zeichen der Arbeit, der Tag der deutschen Arbeit, der wie überall im Reich mit mächtigen Kundgebungen der gesamten Bevölkerung gefeiert wurde, war der würdige Anfang. Kurz zuvor waren die schlesischen Wandergesellen „auf die Walze“ gegangen um die deutsche Heimat zu sehen und ihr handwerkliches Können in fremden Gauen zu bewähren. Dann kam die Heerschau nicht nur schlesischer, sondern ostdeutscher Arbeit schlechthin, in Form der Breslauer Messe. In der Breslauer Messe offenbart sich recht der Wille zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit unseren Grenznachbarn im südosteuropäischen Raum. Sie ist zu einem friedlichen Bindeglied der Völker geworden, die durch die Natur ihrer Lage im gleichen Raume zur Zusammenarbeit bestimmt sind, sie ist ein fester Bestandteil unserer südostdeutschen Wirtschaft. Dem Charakter der Messe entsprechend unterhielten Polen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und die Türkei reich besetzte Stände. Die heimische Industrie, vor allem die landwirtschaftliche Maschinenindustrie, nahm breitesten Raum ein, zumal da der traditionelle landwirtschaftliche Maschinenmarkt im Rahmen der Breslauer Messe stattfindet. Zugleich lief im Poelzigbau die „Bäuerliche Ausstellung“, die ein anschauliches Bild von der Arbeit des Bauern im Dienste des Vierjahresplanes entrollte. Auf dem angrenzenden Turnierplatz des VfB. hatten die schlesischen Tierzüchter ausgestellt. In der Industrie des schlesischen Raumes nimmt die Zellwolle-Industrie immer mehr führende Rolle ein. Schlesien, das schon seit Jahrhunderten das berühmte „schlesische Leinen“ auf den Markt bringt, ist seinem alten Gewerbe treu geblieben. Wie früher das Leinen, so verlassen heute jährlich 100 000 Tonnen Zellwolle unsere Heimat, um an den Verbraucher zu gelangen.

Das Bestreben, unseren Volksgenossen ein schönes Heim zu schaffen, führte auch in diesem Monat zu schönen Erfolgen. Die Arbeiten an der SP.-Musteriedlung Eichenkamp bei Gleiwitz wurden unter Anwesenheit des Stabschefs Luke begonnen, im Süden von Breslau wurde Baugelände für 140 neue Eigenmietwohnungen freigegeben.

Die Firma Gustav Winkler stellte ihren Werksangehörigen zu Siedlungszwecken 100 000 RM. zur Verfügung. Für 26 neue HJ.-Heime wurde der Grundstein gelegt. Unsere schlesischen Volksgenossen werden bald auch der letzten Mietkasernen den Gar aus gemacht haben.

Da es die Sonne diesmal so gut mit uns gemeint hatte, wie sonst nur selten im Mai, waren unsere schlesischen Berge wiederum Ziel vieler Besucher. Vor allem entfaltete die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ eine rege Tätigkeit mit Wanderungen, Kurzfahrten und Urlaubsfahrten für unsere Arbeitskameraden.

Ein beliebtes Reiseziel sind in diesen schönen Tagen die schlesischen Talperren, die an Zahl beständig zunehmen. Das Staubecken von Tucawa geht seiner Vollendung entgegen. Es wird in seiner herrlichen waldbereichen Lage für Tausende von Volksgenossen ein Born der Erholung werden. Für unsere Breslauer Volksgenossen aber wird der Bau des Domanzer Staubeckens von ganz besonderer Bedeutung sein. Domanze wird nicht nur, wie bisher, für den Wanderer, sondern auch für den Wassersportler ein beliebter Ausflugsort werden. Nachdem der ehemalige Leiter der städtischen Sammlungen in Breslau, Dr. Kohlhaufen, einem Ruf nach Nürnberg gefolgt ist, übernahm Museumsdirektor Dr. Gustav Barthel sein Amt.

## William Kramer

Breslau, Schweidnitzer Straße 38/40

Damen-Lederjacken und -Mäntel noch schöner in Farben u. vorbildl. Ausführung

Herren-Mäntel f. d. Übergang, Gabardine- u. Valmelinmäntel, Sport- u. Strafenanzüge

Beste Verarbeitung und Pakform. Über Allem: Qualität

# Herzbad Kudowa

In eigener Regie: Kurhotel Fürstenhof

Saunestrinkuren mit der berühmten Eugenquelle (einsigartige Arsen-Eisenquelle) und der radioaktiven Gottholzquelle! ● Prospekte durch die Kurverwaltung und Reisebüros

bei Herz-, Drüsen-Erkrankungen — Basedow —  
Nerven-, Blut-, Rheuma-, Frauenleiden.  
28 tägige Pauschallur . . . . . 255. — RM.  
Bergnillungskur . . . . . 218. — RM.

## Don der „Schönheit der Arbeit“ und einer Pressefahrt

Am Sonntag, dem 6. Juni, fand in einer festlich geschmückten Schulaula in Beuthen eine feierstunde statt. Werkcharen waren aufmarschiert; ein feierlicher fahneeinmarsch erfolgte, und vor einer zahlreichen Zuhörerschaft, die sich zum größten Teil aus den Betriebsführern und den Betriebswaltern der großen Industriewerke des oberschlesischen Bezirks zusammensetzte, sprach der Landeshauptmann von Schlesien, Parteigenosse Adamczyk, und der Propagandaleiter der Deutschen Arbeitsfront, Reichsamtsleiter Geiger.

Parteigenosse Adamczyk erklärte in seiner frischen und Widerspruch nicht duldbenden Art, daß es eine Aufgabe des Nationalsozialismus sei, den arbeitenden Volksgenossen nicht nur einen erträglichen Lebensstandard zu sichern, daß darüber hinaus auch alles getan werden müsse, um ihnen die Arbeit zu erleichtern und zu verschönern. Parteigenosse Geiger erweiterte, vertiefte und begründete die Forderungen des Landeshauptmannes: Wenn ein katholischer Geistlicher die Bestrebungen des Amtes „Schönheit der Arbeit“ geradezu als den Lehren der Kirche zuwiderlaufend bezeichnet, weil Gott im Alten Testament die Arbeit als fluchwürdig bezeichnete und ein Fluch nie schön sein könne, so kennzeichnet diese Auffassung nicht nur zwei verschiedene Weltanschauungen, sondern zwei ganz verschiedene Welten, zwischen denen es keine Verständigung gibt. Ein Widerschein dieser gekennzeichneten „religiösen“ Anschauung fand sich noch bis in die neueste Zeit in den kapitalistischen und marxistischen Auffassungen. Auch dem Marxisten galt die Arbeit nicht anders als ein notwendiges, lediglich dem Erwerb dienendes Unterfangen und dem Kapitalisten als eine ihm nur Kosten verursachende Notwendigkeit. Der Nationalsozialismus, der

den Begriff Sozialismus nicht nur als Namen, sondern als Verpflichtung führt, hat grundlegend Wandel geschaffen. Er blieb aber nicht dabei, Theorien aufzustellen, er wandte die als richtig erkannten Grundgesetze mit unabweisbarer folgerichtigkeit und klarer Erkenntnis des Möglichen, aber auch des Notwendigen im täglichen Leben an. Der Beifall, der den Ausführungen sowohl des Landeshauptmanns als auch des Reichsamtsleiters Geiger folgte, bewies, daß die Forderungen des Nationalsozialismus sowohl bei den Betriebsführern, die man früher Kapitalisten nannte, als auch den Betriebswaltern, an deren Stelle früher die Bonzen der marxistischen Gewerkschaften saßen, voll verstanden worden waren, und daß man bereit und willens ist, sie zu verwirklichen.

Eine auf diese feierstunde folgende Besichtigung der Ausstellung des Reichsamtes „Schönheit der Arbeit“, die im Schützenhause in Beuthen aufgebaut war, bewies, wie sehr bereits diese Forderungen Tat geworden sind. Wie wäre es noch vor wenigen Jahren möglich gewesen, aus einer öden und verwahrlosten Braunkohlenhalde eine großzügige feierabendanlage mit Aufmarschplatz, Kameradschaftshaus, Sportplätzen, Spielwiesen, Schießständen, Schwimmbad und Freilichttheatern, also fast eine kleine Olympia-Anlage, die aber nicht nur den Angehörigen des Betriebes, sondern auch der ganzen Einwohnerchaft zur Verfügung stehen soll, aufzubauen und zu unterhalten? Ein Wesentliches wird in dieser Ausstellung besonders klar, daß die Betriebsführer heute nicht mehr, um ihr soziales Gewissen zu beruhigen und nach außen hin ihr mitfühlendes Herz zu beweisen, ihrer Belegschaft einen vom Mahle des Betriebsgewinnes abfallenden Knochen hinwerfen, an denen sich dann die Betriebsangehörigen ihr Stückchen Schönheit und Freude

abknappern können; es wird vielmehr klar, daß in Gemeinschaftswillen und in Gemeinschaftsarbeit von Betriebsleitung und Belegschaft die Anregungen und die Ausführungen Ursprung und Möglichkeit der Durchführung haben. An nichts anderem so sehr als an den immer stärker sichtbar werdenden Anlagen der „Schönheit der Arbeit“ beweist sich die Gemeinschaft des Betriebes. Sie sind der Ausdruck eines selbstverständlichen Gemeinschaftsfühlers und das Unterpfand einer für alle Teile erfolgreichen Zusammenarbeit; sie sind die Befreiung des arbeitenden Volksgenossen vom „Fluch der Arbeit“; sie sind das Zeichen des deutschen Sozialismus.

Es würde zu weit führen, die vielen Einzelheiten der Ausstellung aufzuführen — dies bleibe der Tages- und der Fachpresse vorbehalten; doch verdient eine Einrichtung besondere Erwähnung: die Lichtschleusen für die unter Tage arbeitenden Werkleute. Der dieser Einrichtung zugrunde liegende Gedanke ist so neu und so überraschend, andererseits aber auch so einfach und groß, daß es nur zu wünschen wäre, wenn er bald in einer den Erfolg sichernden Art in allen Bergwerksbetrieben durchgeführt würde. Dem Bergmann, der in stundenlanger Arbeit unter Tage die gesunden und segnenden Strahlen der Sonne vermissen muß, soll Ersatz werden durch Höhen-sonnenstrahlen verschiedener Art, die in einer Schleuse eingebaut werden, durch die er auf dem Wege von der Waschkäule zum Umkleideraum automatisch hindurchgeführt wird. In diesen Tagen werden in Essen auf Einladung der Deutschen Arbeitsfront die bedeutendsten Professoren und Gelehrten, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben, zusammenkommen, um über die Art der Durchführung und die Art der zur Verwendung kommenden Strahlungsapparate zu beraten.



Es ist dem Presseamt der Deutschen Arbeitsfront zu danken, daß es zu dieser lehrreichen und erhebenden Feiertunde und zu der ge-

radezu mustergültigen und bis in alle Einzelheiten unterrichtenden Ausstellung die Vertreter der großen deutschen Presse eingeladen hat. Etwa 30 Pressevertreter kamen im Autobus von Berlin nach Beuthen, um an den Veranstaltungen des Amtes „Schönheit der Arbeit“ teilzunehmen. Die Landesstelle Schlesiens des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda hatte es sich nicht nehmen lassen, die Anwesenheit so vieler Vertreter der deutschen Presse auszunutzen, um sie auch mit den besonderen und allgemeinen Problemen des schlesischen Raumes bekannt zu machen. Durch Einladung der Stadt Beuthen und der Stadt Ratibor war es möglich, den Pressevertretern alle die Dinge zu zeigen, die sie wissen müssen, um sich ein Bild von der besonderen Lage Oberschlesiens zu machen: Sinnlosigkeit der Grenzziehung, die Besonderheiten der oberschlesischen Kohlen- und Hüttenindustrie, die Beweise intensiver Arbeit auf dem Gebiete des Siedlungswesens, das Amt „Schönheit der Arbeit“ in der Praxis und vieles andere lernten die deutschen Presseleute an Ort und Stelle kennen, und manche von ihnen revidierten mit Staunen und Genugtuung das Bild, das sie sich in Gedanken von dem „rußgeschwärzten“ Oberschlesien gemacht hatten. Eine Grenzfahrt durch ganz Oberschlesien, die Fahrt nach Breslau, durch die Oderwälder, über den Annaberg, durch Oppeln, Brieg, Ohlau zeigte ihnen das schlesische Land, seine unendliche Weite und Schönheit. Ein kurzer Aufenthalt in Breslau, eine Begrüßung durch den Bürgermeister, eine Besichtigung des Rathauses, der im Umbau befindlichen Jahrhunderthalle und des sich auf das Sängerefest rüstenden Sportfeldes beschloß eine Schlesiensreise, die bestimmt einen für die nächste Zeit zu erwartenden Niederschlag in der gesamten deutschen Presse finden wird und die mit dazu beitragen wird, die Kenntnis der außerhalb Schlesiens wohnenden deutschen Volksgenossen über das vielen so unbekannt und weit entfernte Schlesien zu bereichern und zu vertiefen.

Hans Krause-Margraf



#### Geschäftliches

(Außer Verantwortung der Schriftleitung.)  
Den diesem Heft beiliegenden Prospekt der Firma Miko, Herrenaustattung, Breslau, Kaiser-Wilhelm-Straße 12, empfehlen wir unseren Lesern zur besonderen Beachtung.

# Filmspiegel

Es beginnt nun, mit der Kette der schwülen Tage, auch in den Lichtspielhäusern die sogenannte sommerliche Saison. Die Zahl derer, die draußen an den Bühnen der Oder sich von der Sonne braun braten lassen, ist nun einmal größer als die jener, die in den heißen Tagen ihre Zuflucht in den wohltemperierten Sälen der Lichtspieltheater suchen. Das war bisher so und wird auch in Zukunft in jedem Jahre so sein.

So brachte der Mai in den schlesischen Lichtspielhäusern nur wenige Großpremieren. Die Filme waren dem üblichen guten Durchschnitt angepaßt, und das will, angesichts der Erfahrungen früherer Jahre, ja nun etwas besagen. Im allgemeinen hat man auf alte bewährte Stoffe zurückgegriffen und hat keinen schlechten Griff dabei getan. Sprottau überraschte Schlesien mit der Erstausführung des

## „Lumpaci Vagabundus“.

Breslau folgte bald nach. Diese unsterbliche Komödie des so überaus produktiven Wiener Theaterdirektors Nestroy, der nun schon 75 Jahre im Grabe ruht, hat bereits bei ihrer kürzlichen Aufführung im Breslauer Sander starken Beifall gefunden. Der Film, der dieses Märchenspiel in einer erstklassigen Fassung (Hörbiger, Kühmann u. a.) herausbrachte, hat bewiesen, daß die Poffen vergangener Jahrhunderte durchaus lebendig und einschlagend sein können, wenn sie nur mit dem nötigen Schwung und Humor gedreht wurden. Denn gerade diese Poffe von den bunten Schicksalen der drei Tittelbrüder birgt so viel echten Humor und so viel Überraschungen, daß der Erfolg nicht ausbleiben kann.

Auch der Film

## „Madame Bovary“

mit Pola Negri in der Hauptrolle, der in zahlreichen schlesischen Städten fast gleichzeitig ablief, geht auf einen Roman Gustave Flauberts zurück, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien. Der Kampf der Frau eines Landarztes gegen Einsamkeit und Abgeschlossenheit, ihr Wunsch nach echter Liebe, nach Vertrauen, könnte wahres Mitgefühl erwecken mit dem Schicksal dieser Frau, die sich freimachen möchte von dem Alltag, dem sie doch verfallen ist. Aber sie ist keine innerlich freie Natur: Als sie keinen Ausweg mehr zu sehen glaubt, als sie sich immer mehr verstrickt hat in Dumpsheit und Enge und Angst, da flieht sie aus dem Leben, aus der Verantwortung, die sie einmal suchen zu müssen glaubte. Gerade in den Details, in den feinen Zeichnungen des schlesischen Zustandes, ist dieser Film mit Pola Negri von einer starken Eindringlichkeit.

Auch Motiv und Stoff zu dem Film

## „Die ganz großen Totheten“,

der Paula Wessely und Rudolf Forster erneut Gelegenheit gab, ihr schauspielerisches Können unter Beweis zu stellen, ist nicht ganz neu. Trotzdem überrascht und fesselt dieser Film doch immer wieder durch seine menschliche Nähe, durch Glück und Tragik, die dem Alltag eines jeden Menschen um uns entstammen könnte, wenn auch dort der Hintergrund ein anderer ist. So ist die Geschichte von den „ganz großen Totheten“ der kleinen Schauspielerin Theres und ihres berühmten Lehrers Dr. Dahlen ein Stück Leben, wie es sich uns in seiner bunten Vielfalt überall offenbart.

Helmuth Wagner

## Johannisfest

### Das Volksfest der schlesischen Heimat

Die neuesten und originellsten Schaustellungen der Welt durch Hugo Haase

Vom 12. Juni bis 27. Juni, täglich ab 15 Uhr, in Breslau-Scheffnig, gegenüber der Jahrhunderthalle

### Täglich große Sportwettkämpfe

Riesen-Prachtfeuerwerke an Sonn- u. Elitetagen

Eintrittspreise nur 10 Pfg., Sonn- und Elitetage 20 Pfg. für Erwachsene — Kinder 10 Pfg.

# WOLF UND LÜB

**Beiträge zur Biologie des Gläker Schneeberges.** Herausgegeben von Ferdinand Pax, Breslau. Heft 1 und 2. Breslau 1935 und 1936.

So lautet der Titel dieser Schrift — in wahrhaft redlicher Bescheidenheit. Und wer nur oberflächlich in diese beiden schmalen Hefte hineinblickt, der könnte meinen, daß der Titel und der Anspruch auf Wertung, der in ihm liegt, sich entsprechen. Das scheint aber nur so; denn diese Hefte sind der Anfang eines Ganzen, das, wenn es durchgeführt sein wird, etwas Einzigartiges in der deutschen Forschung darstellen wird, sowohl im Sinne wissenschaftlicher Methodik, als auch in der Art seiner Problemstellung.

„Eins der wesentlichsten Merkmale des Lebens ist die Raumbewältigung.“ Dieser Gedanke Friedrich Rahels soll am Beispiel des Gläker Schneebergs mit hinreichenden Mitteln geprüft und erwiesen werden. Es soll ein Naturraum, der in sich klar und eindeutig charakterisiert ist, auf seine organische Durchdringung restlos untersucht werden. Das bedeutet, in der Art, wie diese Arbeit angefaßt wird, nicht mehr und nicht weniger, als ob ein fernes, unbekanntes Stück Erde erforscht würde. Eine echt deutsche Problemstellung und ein völlig neuer Weg!

Sehr richtig erkennt Pax, daß diese Aufgabe nicht ein einzelner lösen kann. Es gehört zu dieser Expedition ins Unbekannte eine opferwillige, sich selbstlos einsetzende Gemeinschaft Forschender, der nichts anderes als Lohn winkt, als daß die Erkenntnis der Wahrheit einen Schritt vorwärts gestoßen wird. Das Zustandekommen einer solchen Forschungskameradschaft muß man als persönliche Leistung ihres Führers buchen. Und noch etwas Besonderes kommt hinzu. Er hat ihr nicht nur das Ziel gesteckt und sie für diese Aufgabe begeistert, sondern er hat ihr auch am Gläker Schneeberg (in Hofeberg) unter großen wirtschaftlichen Opfern eine Arbeitsstätte geschaffen, die als Beispiel zu dem hier verfolgten Zweck eine wertvolle Grundlage darstellt.

So erscheint es beinahe selbstverständlich, daß diese Bemühungen von erstaunlichem Erfolg gekrönt wurden. Wie bereits gesagt, bedeuten die beiden vorliegenden Hefte erst einen Anfang, wenn gleich einen sehr bedeutenden. In Angriff genommen wurden bisher folgende Lebensräume als Teil-

gebiete des gekennzeichneten Gesamt-raumes:

1. Die Höhlenfauna — in zwei Sammelbeiträgen von Pax, Maschke, Schellenberg, Schmitz, Langersdorf, Stammer und Moszynski. Heft I und II.
2. Die Säugetierfauna der Keyersdorfer Höhle — von Frenzel. Heft II.
3. Die Vogelwelt des Gläker Schneebergs — von Rehren. Heft II.
4. Die Tierwelt der Quellen (und zwar die Metazoenfauna) — von Pax und Maschke. Heft II.
5. Die Moorfauna — von Kotulla. Heft II.
6. Die Parasiten der Wirbeltiere — von Maschke. Heft I.
7. Die Apterygoten des Gläker Schneebergs — von Schubert. Heft I.

Eine Fülle von Beobachtungen und neuen Funden wird in diesen Sonderberichten zusammengefaßt, über die im Rahmen dieser kurzen Besprechung unmöglich eingehend berichtet werden kann, und die sich auch dem nur erschließen, der sich einem eingehenden Studium dieser Hefte unterzieht. Bewunderungswürdig allein ist schon das überaus sorgfältige Verzeichnis der Tiere, die in den bezeichneten Lebensräumen haufen. So wurden zum Beispiel in den Höhlen des Schneeberggebietes nicht weniger als 250 Tierarten festgestellt.

Die sehr entwickelten Methoden der Durchforschung auch der kleinsten Lebensräume haben gezeigt, daß wir noch lange nicht am Ziel einer endgültigen Katalogisierung der rezenten Lebewelt sind. So wird in diesen beiden Heften häufig getauft. Aber nicht nur das; denn durch diese sorgfältige Untersuchung der Lebensräume fällt auch oft überraschend helles Licht auf den Zusammenhang, in dem der Organismus sich in seiner Umwelt findet. Verblüffend in dieser Hinsicht sind zum Beispiel (um nur einige unter vielen herauszugreifen) die Ermittlungen, die über Niphargus (einen blinden Höhlenkrebs) gemacht wurden — über das Wie und Woher seines Vorkommens, seine Abhängigkeit von der Beschaffenheit des Wassers, der Temperatur u. s. f. Viel erwähnt in Besprechungen wird das Vorkommen des Sperlings, das die besondere Teilnahme des Laien findet, nämlich, daß der Sperling als Steppenvogel das Überfliegen größerer Waldgebiete offenbar fürchtet und infolgedessen einige Siedlungen des Schneeberggebietes ihn entbehren.

Interessant ist ferner zu erfahren, daß möglicherweise die Funde des Höhlenbären und der Zustand der von ihm gefundenen Überreste auf eine Bearbeitung durch den Eiszeitmenschen in den untersuchten Höhlen hinweisen.

Aber auch wer wissenschaftliche und ästhetische Fragen in Zusammenchau zu bringen imstande ist, wird überrascht sein von der Phantastik, mit der das Leben seine Wege im Lebensraum nimmt. Das kann er zum Beispiel in dieser Schrift recht gut an dem schönen Beitrag von Stammer studieren. Ich denke dabei an Troglolithus, ein Tier, das der Grundwasserfauna angehört.

Die beigegebenen Karten und Bilder sowie die Ausstattung sind ausgezeichnet.

Und nun noch ein Wort darüber, welche Wirkung man dieser Arbeit wünschen möchte. Wenn einer ihrer Beurteiler meinte, sie gehöre in die Hand jedes schlesischen Natur- oder Heimatfreundes schlechthin, so möchte man dem widersprechen, weil dadurch der Eindruck erweckt werden könnte, als läge hier ein Buch vor, das in volkstümlicher Weise einige neue Kenntnisse über einen Teil unserer Heimat vermittele. Dafür ist der pädagogische und methodisch-wissenschaftliche Ernst dieser Unternehmungen zu groß. Sie verlangen vor dem, der sie verstehen und an ihnen lernen will, ein ebenso ernsthaftes Studium. Sie gehören deshalb in jede öffentliche Bücherei aller Kreise Schlesiens, damit sie dem ernsthaft Forschenden jederzeit verfügbar sein möchten. Wäre dies wirklich der Fall, dann hätte dieses Buch auch die Wirkung erreicht, die sich der Herausgeber selbst wünschen kann.

Dr. Georg Klimpel

Jürgen Hahn-Butry: „Die Mannschaft: Frontsoldaten schildern den Alltag.“ Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin-Dresden. Preis: 4,80 RM.

In diesem zweibändigen Werke ist der Alltag der Front zu Wort gekommen. Es ist nicht ein einzelner, der uns den Lauf eines Schicksals an der Front aufzeigt, sondern eine Menge deutscher Frontkämpfer haben zur Feder gegriffen und jeder hat uns irgendein Erlebnis aus seinem Soldatenleben geschildert. Sehr verschieden sind die Posten gewesen, auf die das Schicksal die Schreiber

dieser Erlebnisse im Weltkrieg gestellt hatte. Hier kommen alle Waffengattungen zu Wort, hier spricht das Frontschwein aus dem vordersten Graben genau so, wie der Generalstabsoffizier, der mit Karten und Akten seine Pflicht tat. Aus dieser Vielgestaltigkeit der Betrachtung ergibt sich ein ungemein packendes und umfassendes Bild vom Leben der Front, von ihren frohen und bösen Tagen. Das Werk verdient einen Platz in der ersten Reihe der Bücher, die über den Krieg erschienen sind.

Sven Hedin: „Die Flucht des großen Pferdes.“ F. A. Brockhaus-Verlag, Leipzig. Preis: Geh. 6,50 RM., geb. 8,00 RM.

Sven Hedin ist uns mehr als eine Einzelpersönlichkeit, er ist ein germanisches Ereignis, der Inbegriff modernen Wikingergeistes, den es immer lockt, das Fernste zu erforschen, neue Wege zu erschließen, für den es keine Schwierigkeiten gibt. Von dem kühnen Geiste seiner letzten Expedition, vor dem alle Schwierigkeiten hinsinken, spricht dieser Bericht von seiner jüngsten Reise.

Die Aufgabe der letzten Expedition war, die 2000jährige Seidenstraße von Kwei-Gwa über Hami, Pitschang, Turfan, Korla, Kutscha nach Kaschggar zu erforschen. Die Expedition gerät dabei in einen jener innerasiatischen Kriege, von denen die Außenwelt so wenig hört.

Für den sieghaften Geist des Buches ist ein kleiner Satz typisch: Sven Hedin fährt mit seinen Lastautos über das Gebirge an einer Stelle, wo man kurz vorher Eselwagen nur auseinandergenommen transportieren konnte. An dieser Stelle steht der lakonische Satz: „Dieser Weg ist nicht gerade eine Autostraße, aber beschaulich, malerisch und spannend.“

Das Buch, das die Schicksale der Expedition im Kriegsgebiet enthält, ist von einer ungeheuren Spannung, die durch die nüchterne Sachlichkeit der Darstellung nur noch packender wird. Es gibt nicht nur einen guten Einblick in die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich der Expedition in den Weg stellten und die gemeistert wurden, sondern auch von den Verhältnissen Innerasiens mit seinen ewigen Kriegen, die uns Europäern unbegreiflich sind. Wer über diese Verhältnisse Belehrung haben will, wird sie hier aus bester Quelle erhalten.



## Deutscher Hausrat

fördert in ständiger Ausstellung

Schlesisches Handwerk

Schlesisches Brautum

Breslau, Oblauer Straße 42, Ecke Neue Gasse

Thermalquellen (44° C)  
Moorbäder

## Bad Warmbrunn im Riesengebirge

heilt  
Rheuma, Gicht, Ischias  
Frauenleiden, Altersstörungen  
Neues Badehofel Quellenhof  
ganzjährig geöffnet!

„Die Oder“, Verlag Wilh. Gottl. Korn, herausgegeben vom Verein zur Förderung der Oder-Schiffahrtsinteressen e. V. Breslau in Gemeinschaft mit dem Landesfremdenverkehrsverband Schlesien. Preis 3 RM.

Der Bildband „Die Oder“ ist ein prächtiges Seitenstück zu dem Bildband „Schlesien“, der sich in Schlesien schon großer Beliebtheit erfreut. Die Oder, der Strom des deutschen Ostens, zeigt sich uns in der ganzen Vielgestalt seines Wesens. Er ist das belebende Band, das sich durch unsere Landschaft zieht, eine Hauptschlagader der ostdeutschen Wirtschaft, ein Strom, zu dessen Regulierung die Technik ihre Meisterwerke schuf und der als Verkehrsader die wichtigste Stellung im Ostraum einnimmt.

All diese vielen Seiten unseres Heimatstromes werden in dem Band umfassend behandelt, die lauteste Sprache aber reden die Bilder, nicht nur von den gewaltigen Werken der Technik, sondern vor allem von der Lieblichkeit unseres breiten mütterlichen Stromes im ostdeutschen Raum.

„Schlesien“. Delhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. Preis: Gebunden 3,50 RM.

Das Bildbändchen gibt ein buntes, anschauliches Bild von unserer Heimatprovinz. Unsere schlesische Landschaft, Dorf, Stadt, Kunst, Volkskunst und Volkstum spiegeln sich in der sehr geschickten Auswahl vorzüglicher Lichtbilder. Die Einleitung, die unser schlesischer Dichter Hermann Stehr schrieb, gibt in wunderbarer Kürze ein Bild vom schlesischen Landschaftscharakter, von schlesischer Geschichte und schlesischen Menschen.

Das Buch wird viel dazu beitragen, die Schönheiten unserer Heimat im Reiche bekannt zu machen.

Kurt Blume: „Das Wirtshaus zum roten Hufaren“. Schöhen-Verlag, Berlin. Preis: Gebunden 4,80 RM.

Der Roman spielt in der Zeit des späten Barocks im Raum unserer schlesischen Heimat.

Eine spannende Handlung wird von Blume in meisterhafter Form erzählt. Untermalt von dem Zeitgeschehen und dem Kulturbild jener Zeit zeichnet der Verfasser uns prächtige Charaktere und Typen der Landstraße mit all ihren Licht- und Schattenseiten. Mit seiner abenteuerlichen Handlung ist der Roman eine romantische Erzählung im besten Sinne des Wortes, die in vieler Beziehung an Eichen-dorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ erinnert. Mit seiner lebensvollen Schilderung des Lebens in Görlitz und Breslau wird es in unserem Heimatgau hoffentlich reichen Anklang finden.

Friz Kech-Mallerzewen: „Sophie Dorothee, Mutter Friedrichs des Großen.“ Schöhen-Verlag, Berlin. Geb. 5,50, geh. 4,50 RM.

Das Buch ist mehr als ein beliebiges historisches Porträt, der Titel besagt bei weitem nicht alles, was das Buch bringt. Gewiß, Sophie Dorothee, die Mutter Friedrichs des Großen, steht im Mittelpunkt des Buches und ist auf breitem Raum behandelt. Im Grunde jedoch ist das Buch der Versuch einer Deutung großer Persönlichkeiten, in erster Linie Friedrichs und seiner Eltern aus der überkommenen Erbmasse her. In meisterhaftem Stile, mit einem wundervoll gediegenen wissenschaftlichen Unterbau, darf man die Arbeit als einen ganz großen Wurf des bekannten Schriftstellers ansprechen.

Man wird einwenden wollen, daß alles hier Gesagte nur hypothetischen Wert habe. Gewiß: Es wäre verfehlt, hier Gesetze konstruieren zu wollen. Aber erstaunlich ist es, wie uns der Verfasser die Züge des Ahnen zeigt, die im Enkel wieder aufleben.

Die Betrachtungsweise löst sich von der kleinbürgerlich-paukerhaften Typisierung und stellt uns die Personen als wirklich lebende Menschen hin, die sie zu deuten versucht. Das Buch ist für jeden, der daran arbeitet, sich ein neues Weltbild zu formen, eine wertvolle Anregung.

Hans-Georg Rehm

Individuelle Maßbekleidung  
für Damen und Herren  
nur bei

Richard Schüler, Springerstraße 12  
Stofflager! Solide Preise!

Privatschule

für Kursive und Maschinenschreiben

Ella Silbebrandt

Mitglied des Alte Tischestr. 10/11. Tel. 213 05  
Prüf.-Aussh. d. Industrie- u. Handelskammer Breslau